# Der Umzug

## und andere Novellen

von

**Hans Arnold.**

[=Pseud. für Babette von Bülow.]

Stuttgart.
Verlag von Adolf Bonz & Comp.
1889.

Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Meinen lieben Schwester

Frau Marie Richter

zugeeignet.

# Inhalt.

# Der Umzug.

Humoreske.

Auf dem Bahnhofsperron einer kleinen Station zwischen Breslau und Berlin stand ein hochgewachsener junger Mann in einem dunkeln Überrock. Haltung und Bewegungen charakterisierten ihn sofort als Offizier in Zivil, auch für den, welcher den Packträger hinter ihm nicht bemerkt hätte, der einen großen Militärmantel mit Pelzkragen und eine Helmschachtel als erklärendes Attribut hielt und diesem wieder das den Urlaub kennzeichnende Jagdgewehr beigefügt hatte.

Es war ein schneidend kalter Wintertag, dessen frühe Nachmittagsstunde schon in Dämmern überging. Durch die offene Bahnhofshalle fuhr ein scharfer, höhnischer Wind, der dem Reisenden grade keine allzu angenehme Fahrt verhieß. Das schien

diesen indes wenig zu kümmern, er pfiff leise eine Walzermelodie vor sich hin und beobachtete mit vergnügtem Gesicht die Menschenmenge, die in buntem Durcheinander den Zug verließ und bestieg.

Während der junge Mann noch unentschlossen zögerte, welches Coupé er für sich wählen sollte, bog sich aus dem Fenster eines Wagens der zweiten Klasse ein allerliebster Mädchenkopf heraus, mit einer knabenhaften Mardermütze bedeckt, unter der zwei schelmische, dunkelblaue Augen trotz Winterkälte und Reisemüdigkeit sehr vergnügt in die Welt blickten.

Unser Reisender fuhr zusammen, als traue er seinen Sinnen nicht — griff mechanisch mit der Hand an den Hut, zum gewohnten militärischen Gruß, und war in zwei Schritten vor dem Coupé.

„Mein gnädiges Fräulein — welch unerwartetes Glück" — sagte er mit kaum beherrschter froher Erregung.

Mit Worten wurde ihm zunächst kein Bescheid. Die junge Dame errötete so tief und plötzlich, daß sie, um diese Signalflagge der Verlegenheit zu verbergen, nichts Besseres zu thun wußte, als sich schleunigst den Muff vors Gesicht zu halten.

Nach einem kleinen Weilchen tauchte sie wieder auf und sagte mit auffallender Würde und Zurückhaltung: „Ach, Sie sind es, Herr Lieutenant Renting — ich hatte Sie gar nicht erkannt!“

Der junge Mann strich sich den Schnurrbart, um ein flüchtiges, belustigtes Lächeln zu verbergen, welches bei dieser etwas unwahrscheinlichen Versicherung seinen Mund umspielte, dann frug er: „Wohin reisen Sie, gnädiges Fräulein?“

„Nach Berlin!“ sagte das Mädchen und sah ihn mit einem sehr vergnügten Ausdruck an.

Er stieß einen Ruf der Überraschung aus.

„Papa ist nach Berlin versetzt,“ fuhr sie fort, „und Mama mit meinen Geschwistern ist vorausgereist und hat die Wohnung besorgt — wir fahren heut nach!“ —

„Ihr Herr Vater ist mit Ihnen?“ frug Renting in etwas bedrücktem Ton.

Sie nickte.

„Glauben Sie,“ fuhr er zaghaft fort, „daß ich es wagen darf, mich Ihnen als Reisegefährte anzuschließen?“

Die junge Dame lachte.

„Das weiß ich nicht!“ sagte sie dann sehr ernsthaft.

„Ach was!“ rief er, durch ihre Fröhlichkeit ermutigt, „ich wage es!“

Da ertönte der Ruf „Einsteigen!“, die Thüren wurden aufgerissen und zugeschlagen, und die entscheidende Macht des Augenblickes that das Ihre. Renting winkte dem Packträger und stieg ohne weiteres in das Coupé, vor dem er gestanden hatte.

Die junge Dame war bei seiner ersten Bewegung vom Fenster fort und in die entgegengesetzte Ecke des Wagens geflogen, wo sie mit einem so ehrbaren und ahnungslosen Gesicht saß, als habe sie diesen Platz nie verlassen.

Ihr gegenüber lag, durch Decken und Pelze zu einem gestaltlosen Bündel verwandelt, ihr Vater, der Geheimrat Bauer, in einer Laune, die jeder Beschreibung spottet.

Als mit dem neuen Ankömmling zugleich ein Strom eisiger Winterkälte in das Coupé drang, richtete der ältere Herr sich auf und sah den Reisegefährten rasend an, indem er zugleich donnernd und vorwurfsvoll nieste.

Das überaus verbindliche „Guten Abend, Herr Geheimrat!“ womit ihn Renting begrüßte, verfehlte

seine Wirkung gänzlich. Der Angeredete war jedem Verehrer seiner Tochter schon aus dem einfachen Grunde abhold, weil derartige Persönlichkeiten ihn in seinen Gewohnheiten störten und ungemütliche Zukunftsbilder von Hochzeit, Aussteuer und Unruhe in jeder Form vor ihm heraufzauberten. Einen weniger geeigneten Moment hätte dieser gegenwärtige Freier — denn ein solcher mit den allerernstesten Absichten war Renting — nun schon gar nicht für sein Erscheinen wählen können.

Der Geheimrat hatte in den letzten Tagen eine Dosis Unbehagen zu durchkämpfen gehabt, die seinen ohnehin nicht bedeutenden Vorrat an Geduld und Liebenswürdigkeit gänzlich erschöpfte. Ein so guter und braver Mann und liebevoller Familienvater er war, so hielt er es doch, wie viele Leute, für nötig, das Gold seines inneren Wertes unter der rauhen Schale einer gewissen Brummigkeit sorgfältig zu verbergen, die in Ausnahmefällen sich zu der Stimmung steigerte, die man ohne Übertreibung mit „unausstehlich" bezeichnen kann!

Und welches Ausnahmeverhältnis begünstigt solche gefährliche Anlage mehr als ein Umzug, besonders wenn man, wie unser guter Geheimrat, grenzenlos

unpraktisch und ohne jedes Organisationstalent in die Welt gekommen ist!

Als der biedere Hausvater vor drei Tagen, ein gebrochener Mann, an seinem letzten Küchentisch gesessen und einen mit mehr Eile als Sorgfalt zubereiteten Morgenkaffee aus einer Obertasse ohne Untersatz getrunken hatte, während ein Packer mit kurzen Ärmeln hinter ihm stand und wartete, bis er gerade den Stuhl verpacken könnte, auf dem der Geheimrat saß, da war ihm so zu Mute gewesen, daß er die Seinen flehend und ernstlich beschwor, ihn vor dem nächsten Umzug totzuschlagen, da er das nicht noch einmal zu erleben wünschte.

Seine Frau war an diesem denkwürdigen Tage mit dem Kindersegen der Familie — die älteste Tochter Agathe ausgenommen — nach Berlin vorausgedampft, hatte ihre drei Jungen und das Baby dort auf eine beklagenswerte Tante abgeladen und richtete nun, aller Familienbande los und ledig, die neue Wohnung ein, die sie auf eigene Verantwortung gemietet und ihrem Mann als „entzückend und billig" gepriesen hatte, zwei Eigenschaften, die, zusammen genannt, ein gerechtes Mißtrauen erwecken.

Auf die Drahtbotschaft „Die Möbel sind hier"

reiste der Geheimrat sofort mit Agathe der Gattin nach, in der festen Zuversicht, daß diese in den inzwischen vergangenen 24 Stunden die Wohnung auf das komfortabelste eingerichtet habe und „die kaiserlose, die schreckliche Zeit“ für ihn in Berlin ein Ende finden werde.

Das Elend der Übergangsperiode gipfelte für den Hausherrn noch in einem heftigen Schnupfen, der ihn, wie die meisten Männer, in einen Zustand dumpfer Verzweiflung stürzte und als lebensgefährliche Krankheit behandelt zu werden beanspruchte, welche durch die kalte Fahrt nach Berlin sich zum ärgsten steigern mußte. Diesem Umstand gemäß hatte der Leidende sich mit einer Fülle von Decken und Wärmemitteln für die Fahrt versehen, die für zwei mittelgroße Nordpolexpeditionen ausgereicht hätte, und zur tiefsten Beschämung seiner Tochter sogar das elegante Requisit einer Wärmflasche mitgenommen, die er auf den Stationen frisch füllen zu wollen erklärte. Zu allem andern hatte er, jede Regung der Eitelkeit erstickend, sich auch noch ein blauseidenes Tuch um die Ohren gebunden, welches ihm eine bedenkliche Ähnlichkeit mit dem als Großmutter kostümierten Wolf im Rotkäppchen verlieh.

Nachdem er bei Beginn der Reise etwa zwei Stationen weit im Schweiße seines Angesichts daran gearbeitet hatte, sich eine Lagerstätte auf dem Wagensitz zu bereiten, die der heimischen möglichst ähnlich sein sollte, war er nun gerade in eine Verfassung gekommen, die ihm Schlaf und Behagen zu versprechen schien, und freute sich darauf, den Rest der Fahrt taubstumm und leidlich warm zurückzulegen.

Da trat der oben erwähnte Zwischenfall ein — ein junger Mann, der allen Grund hatte, sich um die Gunst des Geheimrats zu bewerben, erschien als Reisegefährte, und mit der Ruhe war es vorbei.

Den bescheidenen Versuch Rentings, eine angeregte Konversation zu beginnen, wies der empörte Geheimrat mit einer Energie zurück, die ein harter Beurteiler schon grob hätte nennen können — allein was nützte das? „Die beiden werden nun doch bis Berlin schnattern!“ murmelte er zornig in sich hinein und steckte sich beide Finger gleichzeitig in die Ohren, um sie gegen jedes Geräusch hermetisch zu verschließen. Unvorsichtiger konnte allerdings der Vater einer reizenden Tochter angesichts der Verhältnisse kaum handeln. — Das junge Paar rechtfertigte die Besorgnisse des Geheimrats durchaus,

indem es sofort eine lebhafte, in Vergangenheit und Zukunft hineinspielende Unterhaltung anknüpfte, welche beiden die Zeit wie im Fluge verstreichen ließ. — Es war ein ganz unerwarteter Glücksfall, der sie heut und hier zusammen und demselben Domizil entgegen führte, denn Renting war seit einem Vierteljahr zur Kriegsakademie nach Berlin kommandiert und hatte im September bewegten Abschied von Agathe genommen, mit der unbestimmten Aussicht „wir sehen uns hoffentlich bald wieder!“ Daß diese so schnell sich erfüllen sollte, ahnte keins von beiden!

„Und wo kommen Sie jetzt eigentlich her?“ frug Agathe in der ersten Pause des Gesprächs.

„Meine Weihnachtsferien gehen morgen zu Ende,“ erwiderte der junge Mann, „ich fahre heut mit bis Frankfurt, wo mich ein Freund auf einen Tag erwartet, und bin morgen abend in Berlin. Darf ich dann bald nachfragen, wie Ihnen die Reise bekommen ist?“

„Nur nicht zu bald!“ sagte Agathe mit einem leichten Seufzer, „ich fürchte, es wird in den ersten Tagen recht ungemütlich bei uns sein!“

„Was nennen Sie zu bald?“ frug Renting etwas sentimental.

„Nun — im Lauf der Woche!“ erwiderte sie ernsthaft.

„Und heut ist Montag!“ seufzte er vorwurfsvoll.

Agathe lachte.

„Wenn wir nicht nach Berlin versetzt worden wären, hätten Sie ja noch viel länger warten müssen!“ sagte sie lustig.

„Ja — aber da war die Möglichkeit, Sie zu sehen, ausgeschlossen!“ meinte Renting mit einem ausdrucksvollen Blick.

Der Geheimrat erhob bei dieser Wendung zum Glück den Kopf.

„Dieser Lärm!“ murmelte er vorwurfsvoll, „man kann kein Auge zu thun!“

Das junge Paar fuhr erschrocken zusammen und verstummte für die nächste Zeit gänzlich, sich mit dem Bewußtsein begnügend, daß die Zukunft ihnen noch viele Stunden frohen Beisammenseins vorbehalten habe.

Renting sah in der schon hereinbrechenden Dämmerung unverwandt auf das reizende Gesicht ihm gegenüber und sann über einen Vorwand nach, sich möglichst bald in Berlin bei der Familie einfinden zu dürfen. Sein Entschluß, Agathe seine

Liebe zu erklären, wuchs mit wahrer Treibhausgeschwindigkeit. Zum Glück oder Unglück dauerte doch aber seine Überlegung lange genug, um den Zug in Frankfurt einfahren zu lassen, wodurch dem Geheimrat das Furchtbare erspart blieb, den Rest der Reise mit einer neuverlobten Tochter und einem gerührten Schwiegersohn zurückzulegen.

„Frankfurt — 10 Minuten!“ rief der Schaffner ins Coupé, und der Geheimrat entstieg als mürrischer Schmetterling der Puppe seiner Pelze.

„Wir trinken hier Kaffee — komm Agathe!“ wandte er sich an seine Tochter, nahm ihren Arm und verließ den Wagen.

„Und ich muß mich von den Herrschaften verabschieden!“ sagte Renting. „Dort sehe ich schon das Fatum in Gestalt meines Freundes — ich darf mich doch bald in Berlin präsentieren?“

Der Geheimrat stieß einen grunzenden Ton aus, der von recht sanguinischen Ohren als „bitte sehr“ gedeutet werden konnte, und ging mit Agathe nach der Restauration.

Gleichzeitig kam ein junger Offizier, von seinem Burschen gefolgt, auf Renting zu.

„Nun, das ist ja charmant, daß du da bist,

eile dich nur, du wirst schon mit Sehnsucht erwartet. Wir fahren sofort über Land."

„Wohin denn?" frug Renting überrascht.

„Bei Sendens ist heut abend Riesenball — furchtbarer Herrenmangel — ich habe fest versprochen, dich tot oder lebendig mitzubringen, — der Wagen wartet schon!"

Renting sah nicht sehr entzückt aus.

„Aber Hesfeld — mein Koffer ist nach Berlin vorausgeschickt!" sagte er zögernd.

„Nun, das thut ja nichts — man ist nicht so formell auf dem Lande! Überdies kann ich dir aushelfen, du kommst im Urlaubszivil! Friedrich!" wandte er sich an seinen Burschen, der mit einem grenzenlos dummen und gutmütigen Gesicht dabei stand, „nimm die Sachen aus dem Coupé und trage sie uns in den Wagen — komm, Renting!"

„Befehl, Herr Lieutenant!" sagte Friedrich, und kletterte eilig in das bezeichnete Coupé.

Hesfeld schob seinen Arm in den des Freundes und zog ihn mit sich fort. Renting sah eben, wie Agathe in die Thür der Restauration trat, und konnte noch einen Gruß anbringen.

„Das ist ja ein allerliebstes Gesicht!“ bemerkte sein Freund überrascht, „Reisebekanntschaft?“

„Nein,“ erwiderte Renting lakonisch, „ich lernte Fräulein Bauer schon in Breslau kennen.“

Der andre sah ihn lachend an.

„Du bist bedenklich kurz!“ meinte er, „aber ich will die Knospe deiner Gefühle nicht vor der Zeit entblättern — komm jetzt nur!“

Friedrich hatte bereits die Wagendecken zurückgeschlagen, und beide Herren nahmen ihre Plätze in dem Moment ein, als der Zug drüben mit einem gellenden Pfiff langsam den Bahnhof verließ.

„Sage mal!“ begann Hesfeld nach einer Pause und tastete im Wagen herum, „du hast aber einen Decken-Vorrat, der geradezu unglaublich ist!“

„Ich habe nichts wie meinen Militärmantel!“ bemerkte Renting verwundert.

„Nun, verleugne doch nicht dein Eigentum,“ sagte Hesfeld, „diesen wohlhabenden Pelz willst du doch nicht Militärmantel nennen?“

„Der gehört dir!“ behauptete Renting.

„Erlaube!“ entgegnete der andere, „ich werde doch wohl meinen Pelz kennen, da ich keinen besitze! Und was ist denn das?“ fuhr er fort und lachte

hell auf, „hier liegt ja eine Wärmflasche! nein, Renting, du bist nicht mehr felddienstfähig — reist mit einer Wärmflasche!“

In Rentings Gesicht malte sich ein mit jeder Minute wachsendes Entsetzen.

„Hesfeld“, sagte er mit unheimlicher Ruhe, „mir ahnt das Schlimmste! Dein Bursche hat etwas Furchtbares angerichtet — nimm du ihn ins Verhör — ich kann nicht!“

„Friedrich!“ rief Hesfeld zu dem Burschen hinüber, der sich an den Pferden zu schaffen machte.

„Befehlen, Herr Lieutenant!“ erwiderte dieser in vorschriftsmäßiger Stellung.

„Was sind das für Sachen, die hier im Wagen liegen?“ frug Hesfeld.

„Befehlen, Herr Lieutenant, aus der Eisenbahn!“

„Das sind ja aber nicht die Sachen, die du holen solltest!“ fuhr sein Herr ärgerlich fort.

„Befehlen, Herr Lieutenant!“

„Mensch!“ rief Renting jetzt und packte den Verblüfften an der Schulter, „was haben Sie angerichtet? Wie kommen Sie dazu, fremde Sachen aus dem Coupé zu holen?“

„Befehlen, Herr Lieutenant, Herr Lieutenant

sagten, ich sollte die Sachen aus dem Coupé holen, da habe ich alle Sachen geholt, die drin lagen!" meinte Friedrich mit unerschütterlichem Rechtsbewußtsein.

Renting sank fast entseelt in die Wagenpolster.

„Hesfeld!" sagte er dumpf, „ich habe meinem künftigen Schwiegervater seinen Pelz und seine Wärmflasche gestohlen — jetzt ist alles aus!"

Die beiden Herren sahen sich stumm einen Augenblick an, dann brach Hesfeld in ein unauslöschliches Gelächter aus.

„Verzeih, Renting, aber ich muß lachen und wenn du mich darum totschießen solltest — das ist doch die tollste Geschichte, die mir je vorgekommen ist!"

„Der Mann friert zu Stein und Bein bis Berlin!" sagte Renting tonlos, „dem darf ich ja nie wieder vor Augen kommen!"

Hesfeld trocknete seine Lachthränen und wandte sich zu Friedrich, der verdutzt von einem zum andern sah, mit einem Ausdruck, der ungefähr besagen konnte „und mich, der all dies Herrliche vollendet, mich rührt es nicht, das allgemeine Glück!"

„Friedrich!" sagte sein Herr feierlich, „wenn

jemals eine Ausstellung von Schafsköpfen arrangiert wird, schicke ich dich hin — da gewinne ich den ersten Preis!"

* * *

Den Zustand des Geheimrats zu schildern, als er nach beendeter Kaffemahlzeit mit Agathe wieder sein Coupé erreicht hatte und dasselbe ausgeplündert fand, das vermag keine Feder! Fast war er außer stande, das Unbeschreibliche zu fassen, und leider dauerte seine Erstarrung so lange, daß der Zug abfuhr, ohne daß er den Beamten hätte Mitteilung machen können. Nur Agathens flehentliche Bitten hielten ihn davon ab, das Notsignal in Bewegung zu setzen, und sein Zorngeschrei übertäubte das Geräusch der Eisenbahn.

„Das ist mein Tod!" sagte er endlich erschöpft und ließ sich in die Wagenecke gleiten, „das ist mein Ende! Dein Kurmacher hat mir die Pelze gestohlen — das kommt von der Dummheit! Was muß der Mensch sich überhaupt hier hereindrängen — der soll mir wieder kommen!"

Agathe war sprachlos; sie vermochte kaum die Thränen zu unterdrücken. Besorgnis um den Vater, Unwillen über den fatalen Zwischenfall und Be-

fürchtungen für den Ausgang der Sache wirbelten ihr durch den Kopf, und sie saß mit resigniertem Gesicht in ihrer Ecke und sah in die Finsternis hinaus.

Der Geheimrat hatte sich indes erhoben und rannte im Dauerlauf, wie ein Eisbär im Käfig, immer das Coupé auf und ab, um sich auf diese Weise zu erwärmen, ein Verfahren, welches er jedesmal, wenn er bei Agathe vorbeikam, mit einem so zornigen Seitenblick auf diese begleitete, als sei sie für den räuberischen jungen Mann solidarisch verhaftet.

„Der Umzug wird immer hübscher," bemerkte er dann bitter, „ich hätte Lust, in Berlin direkt ins Krankenhaus zu gehn — ich habe mir entschieden etwas geholt auf dieser wahnsinnigen Reise!"

Bei ihrer Ankunft auf dem Berliner Bahnhof wurden Vater und Tochter von dem Dienstmädchen der Familie mit einem billet doux der Hausfrau erwartet, die ihren Mann beschwor, nicht in die Wohnung zu kommen, sondern für diese Nacht noch mit Agathe ins Hotel zu gehn, da die Schlafzimmer noch nicht in Ordnung seien.

Der Geheimrat weinte fast vor Enttäuschung, da er sich nun wenigstens auf sein Bett gefreut

hatte, aber er fand sich ins Unvermeidliche und behielt sich die Besichtigung des neuen Quartiers bis zum nächsten Morgen vor.

„Ist denn die Wohnung hübsch, Pauline?" frug er das Mädchen mißtrauisch.

Pauline lächelte vielsagend.

„Na!" erwiderte sie als einzige Antwort und überließ es ihrem Brodherrn, sich aus dieser Silbe ein farbenreiches Bild der Zukunft zu gestalten.

Am nächsten Morgen begaben sich Vater und Tochter nach dem neuen Quartier. Der Vater war etwas gereizt, daß er nicht krank geworden sei und somit keinen Grund habe, das gestrige Abenteuer als Ursache seines Verderbens anzuklagen. Den zweiten Schatten auf seine Stirne warf der Umstand, daß die Straße, in der seine Frau ihn für das nächste Jahr eingemietet hatte, auf keinem Plan zu finden war und bei jedem, den er danach frug, milde Verwunderung erregte.

„Wer weiß, was deine Mutter angerichtet hat," sagte er ärgerlich, als er mit Agathe in den Straßen umherirrte, „sie ist so unpraktisch, daß sie im stande wäre, uns eine Wohnung in Petersburg zu mieten, wenn wir nach Berlin versetzt sind."

Nachdem das Paar durch sein Erscheinen in mehreren Läden süß lächelnde Verkäufer herbeigelockt hatte, die sich bei der Wendung „ich wollte mich nur nach der N.-Straße erkundigen" blitzschnell in mürrische, kurz angebundene Wesen verwandelten, beschloß der Geheimrat endlich, gar nicht mehr zu fragen, sondern bestieg mit Agathe eine Droschke. Der Kutscher lächelte beseligt bei Nennung seines Ziels und hielt nach etwa fünf Raddrehungen am Eingang einer kleinen Seitenstraße still, die man vom Droschkenstand aus in zwanzig Schritten hätte erreichen können.

Ein weiteres Eindringen per Wagen in die Straße verbot sich von selbst, da zu beiden Seiten mannshohe Schutthaufen lagen und in einer tiefen Schlucht dazwischen gegraben und geschafft wurde, wie in einem Bergwerk — die Straße wurde erst zur Pflasterung vorbereitet.

Mit einiger Lebensgefahr kletterten Vater und Tochter über diese vielversprechenden Anfänge der Kultur hinweg und gelangten an eine Menge unfertiger Häuser, in deren leeren Fensterhöhlen vorläufig als einziger Mieter das bekannte „Grauen" wohnte. Ein etwas fertiger aussehendes Gebäude,

das sich durch einen davor haltenden Möbelwagen als menschlichen Geräten zugänglich erwies, trug die gesuchte Nummer an der Stirn.

Der Geheimrat wandte sich, halb erstickt vor Zorn, zu seiner Tochter.

„Das sieht ja recht einladend aus!" brachte er mit letzter Kraftanstrengung hervor.

„Komm nur weiter!" beschwichtigte Agathe, „oben wird es schon sehr gemütlich sein!"

Kopfschüttelnd begann man den Aufstieg. Das Parterre war so hoch, daß die drei Treppen, welche der Kontrakt bezeichnete, sich als reichliche vier erwiesen und der Besucher alle Ursache hatte, sich am Ende seiner Wallfahrt als Ehrenmitglied des Alpenklubs zu fühlen.

Auf der Treppe hockten und kauerten weißgekleidete Maler und Maurer, ein erfrischender Moderhauch der „neusten Neuheit" schlug dem Eintretenden entgegen, und rechts und links prallte man wie vor einem Selbstschuß vor den bedeutungsschweren Worten „Frischer Anstrich" zurück.

Strohhälmchen und Papierschnitzel bezeichneten den Weg, den die eben eingezogene Familie — die erste außer dem Wirt, die es wagte, den Schrecken

des Neubaus zu trotzen — tags vorher genommen hatte.

Errötend, allerdings vor Wut, folgte der Geheimrat diesen Spuren, und die Hoffnung auf ein behagliches Unterkommen in den nächsten vierundzwanzig Stunden sanken bei ihm bis unter den Gefrierpunkt.

Was er fand, übertraf noch seine schlimmsten Erwartungen. Die Stuben, in denen sämtliche Thüren ihm offen entgegen gähnten, zeigten noch nicht die leiseste Absicht, je wie bewohnte Räume auszusehn. Unheimliche Riesengestalten in Sackleinwand standen wild durcheinander, in denen der Geheimrat unmöglich seine gemütlichen Möbel wieder erkennen konnte. Die furchtbaren Packer, denen er eben in Breslau entronnen zu sein glaubte, waren hier in leicht veränderter Gestalt wieder wie Pilze aus der Erde geschossen, und inmitten des Ganzen stand die Hausfrau und kommandierte, mit einem Tuch um den Kopf.

Sie begrüßte Mann und Tochter mit einer gewissen Zerstreutheit, immer ein Auge auf die Packer gerichtet.

Agathe erfaßte die Situation am schnellsten —

sie band sich eine große Schürze vor und half. Der Vater, mit männlichem Egoismus, wäre am liebsten sofort wieder umgedreht und der Schreckensstätte entflohen, aber seine Frau bemerkte seine schnöde Absicht und hielt ihn zurück: „Bitte, Max, du siehst wohl drüben nach, wie die Betten aufgestellt werden, damit es dir dann recht ist!“

Der Geheimrat ergab sich resigniert in sein Los und verfügte sich, mehrmals in Gefahr, von Möbeln zerquetscht zu werden, die man immer wieder hereinschleppte, ins Hinterzimmer.

Dort fand er die dienenden Geister in schalkhafter Unterhaltung mit dem Tapezier, der dem schallenden Gelächter nach zu urteilen, das eben beim Eintritt des Hausherrn verstummte, ein ungewöhnlich witziger Mann sein mußte und sofort den düstern Verdacht in der Seele des Geheimrats erweckte, daß er das Stubenmädchen heiraten wollte.

Die Köchin saß unterdes in Thränen zerflossen vor dem Ofen, der ihren heimischen Anschauungen nicht entsprach und das Bratrohr statt oben in der Mitte unten links hatte — ein Umstand, der eine so verzweifelte Gemütsstimmung bei der Betreffenden hervorrief, daß das ärgste zu befürchten schien.

Die Hausfrau, welche die Thatsache für sich hatte, daß es zuerst noch entsetzlicher gewesen war, brachte ihren Mann zur äußersten Empörung, indem sie harmlos frug: „Wird es nicht schon ganz gemütlich?" was beinahe eine Scheidung zur Folge gehabt hätte. Die Sache war übrigens insofern nicht ganz unrichtig, als das Büffett und Sofa der freundlichen Aufforderung: „Bitte, legen Sie ab," schon in Bezug auf seine Stroh- und Leinenhüllen Folge geleistet hatten, als die Familie sich bereits im unbestrittenen Besitz zweier Stühle befand und der eine Packer im Eßzimmer schon in grabeskalter Temperatur das noch kältere Porzellan auspackte und auf die Erde stellte, so daß man den Hoffnungsschimmer einer menschlichen Voraussetzungen entsprechenden Abendstunde bereits in Gestalt einer Theekanne erblickte, wenn sie auch im Moment statt mit Thee noch mit Stroh gefüllt war.

Während alle stumm und angestrengt arbeiteten, erhob sich im Flur ein Getöse, und zum sprachlosen Entsetzen der Mutter erschien die Tante, welche selig den Vorwand ergriff, daß die Möbel da seien, um sich der anvertrauten Kinder möglichst schnell zu entledigen.

Die Tante gehörte zu der leider recht verbreiteten Sorte weiblicher Angehörigen, welche die Schattenseite am Nächsten und seiner Umgebung sofort herausfindet und mit schonungslosem Finger die blutende Wunde teils absichtlich, teils zufällig berührt. Auch hier bewies sie dies wieder, indem sie mit den Worten eintrat: „Kinder, in dem neuen Hause zu mieten, ist doch aber höherer Wahnsinn! Ihr kriegt alle Gelenkrheumatismus — denkt an mich!" —

Der Vater, bei dem diese Anregung von außen nur gefehlt hatte, stürmte denn nun sofort seiner Gattin in die prädestinierte Gaststube nach, die wegen ihrer abgelegenen Lage zu häuslichen Zwistigkeiten wie geschaffen war, und begann einen heftigen Zank mit der Gefährtin seines Lebens über das Mieten des Quartiers. In der schönsten Blüte dieser angeregten Unterhaltung erschien abermals die Tante und bemerkte, die Situation nicht übersehend, zu den eifrig ineinander hereinsprechenden Eheleuten: „Da stehen sie nun und unterhalten sich — wie ein Brautpaar!" ein Vergleich, der im Moment wirklich recht treffend war!

Die Kinder beteiligten sich inzwischen nach Kinder-

art lebhaft an der allgemeinen Thätigkeit. Das Baby, welches noch im Kriechstadium war, bewegte sich auf allen vieren durch die Wohnung, einen Teil des dick umherliegenden Staubes auf portativem Wege mit befördernd, beständig in Gefahr, tot getreten zu werden, und entweder heulend oder bedenklich verstummt, wo es dann sicher etwas in den Mund gesteckt hatte, was ihm vom nächsten besten im Vorübergehen wieder herausgerissen wurde.

Der fünfjährige Franz, den die Hausfrau mit mütterlichem Scharfblick sofort für „grün aussehend" erklärte, saß, von entschiedenem innern Weh zerwühlt, auf einer Kiste im Winkel und wurde jeden Moment eine Schattierung blässer; es hatte aber niemand Zeit, sich um ihn zu bekümmern. Julius und Ernst, die Schulpflichtigen, 9 und 11 Jahre alt, fanden ihren großen Baukasten und warfen ihn so krachend und schmetternd um, daß ein Stück der eleganten Stuckdecke herabfiel, was nicht vielversprechend für die Haltbarkeit dieser fürstlich dekorierten vierten Etage war.

Der Vater wollte, aufs tiefste empört, sofort mit dem Baukasten heizen, um mit diesem geräuschvollen Artikel ein für allemal zu räumen, aber

Agathe legte ein gutes Wort ein: „Laß sie doch, Papa, — wenn sie bauen, sind sie wenigstens still!“

Die Hilfe der Tante bestand hauptsächlich darin, jedem etwas Unangenehmes zu sagen und sich dann erschöpft auf eben die Kiste zu setzen, die man gerade auspacken wollte, indem sie erklärte, sie fiele vor Schwäche um und müßte ein Butterbrod haben — ein Verlangen, welches, da es an Brot, Butter und Messern fehlte, nicht zu erfüllen war. — Der Vater, welcher ein eigenes Talent besaß, mit dem letzten zuerst anzufangen, fühlte plötzlich den leidenschaftlichen Wunsch, die Bilder aufzuhängen, welche in ungeahnter Menge einer Kiste entquollen und besonders einen längst vergessenen Großonkel in so zahlreichen Exemplaren aufwiesen, daß der Hausherr ihn rechts und links anbot, eine Großmut, die schaudernd abgelehnt und zuletzt von einem Packer ohne Reserve acceptiert wurde, so daß dieser mit drei Großonkeln in verschiedenen Stellungen und Lebensaltern beglückt abzog.

Bald scholl zu allen andern Geräuschen das taktmäßige Hämmern des Vaters durch das Quartier. Die Tante gesellte sich zu ihm und stand ihm insofern treu zur Seite, als sie jedes Bild, das er

eben aufgehängt hatte, mit den Worten „laß mich!“ wieder herunterriß und wo anders hin hängte, oder wenigstens sich mit zur Seite geneigtem Kopf davor aufstellte „das hängt schief!“ und solchergestalt Leben in die Situation brachte.

Die beiden großen Jungen hatten inzwischen still vergnügt einen ungeheuren Turm erbaut, um den jeder der vielbeschäftigten Angehörigen vorsichtig herumschleichen mußte, da seine unsichere Lebensstellung leicht zu erschüttern war. Das Baby, dem solche architektonische Rücksichten noch nicht zuzumuten waren, umkroch bewundernd das Gebäude und machte den unseligen Versuch, sich daran aufzurichten, worauf die ganze Herrlichkeit mit einem wahren Donnergepolter zusammenfiel und das Baby von einem „Dreieck“ getroffen, mit einer Beule von der Größe eines Gänseeis so schrie, daß es „wegblieb“ und bewußtlos in die Küche getragen wurde, wo es dann zum Glück „wiederkam.“ Dem kanonenähnlichen Krach des Zusammensturzes folgte naturgemäß das Kleingewehrfeuer einiger Ohrfeigen, worauf Julius und Ernst sich still weinend in eine Ecke setzten und je eine Seite schreiben mußten, da sich zu ihrem bittern Schmerz ein Tintenfaß vorgefunden hatte.

Franz wurde indes von der Mutter seines kränklichen Äußern halber ins Gebet genommen, und da er zugestand, bei der Tante elf Stücke Kuchen gegessen zu haben, so ließ sich sein Elend auf die natürlichsten Konsequenzen zurückführen. Die Tante, welcher dieses Erziehungsresultat von der Mutter mit einem scharfen Seitenblick mitgeteilt wurde, wollte von der Krankheit nichts entdecken, und Mutter und Tante fühlten gleichzeitig dem armen Jungen je einen Puls, wobei sich der nicht unerhebliche Unterschied von 80 und 120 Pulsschlägen an der rechten und linken Hand konstatierte und es beinahe zu tiefen Zerwürfnissen zwischen den Schwägerinnen geführt hätte, wenn nicht der Vater sich für die goldene Mitte von 90 Pulsen entschieden und somit beiden unrecht gegeben hätte.

Einige eisige Bettstücke wurden einer Kiste entnommen und der kleine Patient hineingepackt, was ihm merkwürdigerweise wohl zu thun schien. Sein innerer Friede wurde nur dadurch untergraben, daß er sich heulend nach einer bestimmten Schachtel Bleisoldaten sehnte, die gerade auf dem untersten Grunde des Koffers zu liegen schien und eine Umwälzung nötig gemacht hätte, die sich keiner zu unter-

nehmen getraute. Auch ergab es sich jetzt, daß eine Kiste, die wichtigste von allen, mit dem Waschgeschirr und andern Unentbehrlichkeiten, überhaupt nicht mitgekommen war, und der Vater wusch sich still ergeben die Hände in einer Pastetenform, die dadurch für ewig ihrer höheren Bestimmung verlustig ging.

Das Zimmer, in welchem der überspeiste Franz untergebracht war, wurde eingeheizt. Allerdings ergab sich vorläufig als einziges Resultat ein so entsetzlicher Rauch und Qualm, daß man sich gegenseitig nur durch einen dichten Schleier zu erkennen vermochte, ein spekulativer Kopf den schönsten Schinken hätte in der Kinderstube räuchern können und die ganze Familie mit beständig thränengefüllten Augen umherging. Die Mutter, da sie das Quartier gemietet hatte, war mit allen Sinnen für Übelstände unempfindlich und stritt ihrem Gatten den Rauch ab, was diesen so erbitterte, daß er alle Thüren im Quartier mit einer Vehemenz zuknallte, die Julius zu der erfreuten und neugierigen Frage veranlaßte: „Es wird wohl Viktoria geschossen?“ — Franz schrie und weinte währenddessen laut, da vor seinem Fenster sich die unheimlichen Gestalten

anstreichender Maurer zeigten, und jemand sollte in dem Wirrwarr beständig bei ihm sitzen und ihn über die Harmlosigkeit der biederen Handwerker beruhigen.

Das Baby schlief zur allgemeinen Erleichterung seinen Beulenkummer in einem Waschkorbe aus, für den es allerdings etwas zu groß war, so daß man wohl sah, daß es darin, aber nicht recht begriff, wie es hineingepreßt worden war.

Der Hausherr litt indes noch besondere Qualen. Der Wirt, Herr Meyler, ein etwas lächerlicher, alter Junggesell, hatte sich auf den ersten Blick sterblich in Agathe verliebt und besuchte die Familie alle 10 Minuten, um sich gutmütig zu erkundigen, „wie weit sie wären und ob es ihnen auch bei ihm gefiele?“

Dem unaufhörlichen Eintreten dieses Mannes war insofern kein Damm entgegenzusetzen, als der Schlosser das Entreeschloß noch schnell einmal ab- und mit sich genommen hatte, um es in seinem Familienkreise fertig zu machen, so daß das Quartier des Geheimrats jeder Invasion offen stand.

Die Vorwände, unter welchen Herr Meyler diesen Hausfriedensbruch in liebenswürdigster Form ausübte, waren anscheinend unerschöpflich und nur

wenn es gerade am tollsten durcheinander ging, oder sich zwei von der Familie über die Placierung eines Sofas oder Schrankes heftig in die Haare gerieten, erschien Herr Meyler, süß lächelnd, mit einem Veilchenstrauß im Knopfloch und jedesmal mit den beglückenden Eingangsworten: „Da bin ich wieder!"

Die halblaut gemurmelte Kritik des Geheimrats „der Kerl sieht aus wie der erste Liebhaber vom Affentheater", welche der Hausfrau Angstschweiß auspreßte, hatte Herr Meyler zum Glück oder Unglück überhört, und ihn direkt auf die Vorzüge seiner eigenen Häuslichkeit zu verweisen, wagte niemand, da er als allmächtiger Mann sich möglicherweise durch das Steigern des Mietzinses für ein solches Verfahren gerächt hätte.

Die Hausfrau war eben auch in stiller Verzweiflung, da für Franz der in kinderreichen Familien wohlbekannte Pfeffermünzthee gebraut werden sollte und die städtische Verwaltung tückischer Weise gerade in diesem Moment die Wasserleitung auf unbestimmte Zeit sperrte. Jeder Labetrunk, nach dem man in diesem Staube ganz besonders lechzte, mußte nun durch einen unwilligen dienstbaren Geist die vier Treppen herauf aus einem benachbarten

Brunnen geholt werden und wurde seitens der Mädchen mit vorwurfsvollen Blicken und keuchend vor Anstrengung präsentiert, was nicht eben zur Würze diente.

Die Kinder hatten vorher nicht entfernt an Wassertrinken gedacht, wurden aber sofort, als sie erfuhren, daß es keines gäbe, von glühendem Durst verzehrt und verlangten abwechselnd beständig zu trinken, so daß die Mutter inmitten der Schar wie der Kapitän eines Schiffes jedem seine Wasserration sparsam zumaß und auf das Kommando „halt!“ der eben Trinkende wieder den Kelch von den Lippen reißen mußte.

In diesem Moment erschien wieder Herr Meyler mit einem Rosablättchen in der Hand, welches er Agathe mit einem schmelzenden Blick und der Versicherung überreichte: „Ich bin nämlich Dichter!“

Agathe sah ihn etwas von oben herab an, ohne den Inhalt des Zettels zu prüfen. Herr Meyler beeilte sich aber, die Ungefährlichkeit seiner Produktion durch den Zusatz zu versichern: „Ein kleiner Willkommsgruß in meinem Hause!“

„Das ist ja sehr nett von Ihnen!“ sagte der Geheimrat ungeduldig, „aber meine Tochter muß

mir hier Bücher zureichen, die kann jetzt keine Willkommsgrüße lesen!"

„Max!" ermahnte seine Frau leise und vorwurfsvoll.

„Dann darf ich es Ihnen wohl vorlesen?" meinte Herr Meyler unerschüttert.

Der Geheimrat trommelte einen Wirbel der höchsten Nervosität auf dem Fensterbrett, während seine Frau ein nicht ganz natürlich klingendes „ach bitte sehr!" hervorstieß. Herr Meyler setzte sich in Positur und las mit ungeheurer Selbstgefälligkeit:

„In meines Hauses Hallen
Wird's Ihnen hoffentlich gefallen,
Und fühlen Sie sich hier beglückt,
So bin ich sehr entzückt!"

„Charmant!" unterbrach der Geheimrat mit sichtlicher Erleichterung, die darin ihren Grund hatte, daß er auf eine Ballade von zwölf Versen gefaßt gewesen war, „und nun komm, Agathe, wir haben keine Zeit zu verlieren!"

Herr Meyler deponierte auf diesen zarten Wink hin das Rosablättchen auf einen Tisch und zog sich für eine halbe Stunde in seine Wohnung zurück. Die Dichtung hatte insofern traurige Schicksale, als

sie von den Jungen heruntergezerrt, gelesen, höhnisch kommentiert und schließlich auf die Erde geworfen wurde, wo sie das inzwischen erwachte Baby fand und stillselig aufaß, was erst bemerkt wurde, als nur noch ein Fetzchen Rosapapier übrig war, so daß man wirklich sagen konnte, daß das Baby Herrn Meylers Dichtung voll und ganz in sich aufgenommen habe.

Die Mutter war parteiisch für den Störenfried, weil er ihr erstens das Waschen in der Küche erlaubte — ein unfehlbares Mittel für einen Hauswirt, um Frauenherzen zu gewinnen! — und weil er zweitens mit den Worten „ich bin nämlich Maler!“ um die Erlaubnis gebeten hatte, die „kleinen Engelchen“ malen zu dürfen, welche Bezeichnung auf Ernst und Julius so lange nicht mehr angewendet worden war, daß sie für das Mutterherz den Reiz der Neuheit inzwischen wieder gewonnen hatte. Wenn auch der Moment zum eventuellen Aufstellen einer Staffelei recht übel gewählt schien, so wurden doch Herrn Meyler die weitgehendsten Versprechungen zu teil, daß er „die Engelchen“ später in jeder Verfassung malen dürfe — was bei den beiden Schuljungen leisen aber empörten Protest zur Folge hatte, mit

der Versicherung „das fehlte ihnen bloß noch bei den Schularbeiten."

Soeben hatte sich der Geheimrat eine Wurst und ein Brot vom nächsten Kaufmann holen lassen und saß erschöpft auf einem umgestürzten Waschfaß, um ein paar Bissen in Ruhe zu genießen, als Herr Meyler schon wieder eintrat, mit der Frage „was essen Sie denn?", die bekanntlich, wenn man sich zu einer verschwiegenen Butterschnitte hinsetzt, nie sehr sympathisch wirkt. Herr Meyler brachte diesmal kein selbstverfaßtes Kunstwerk, sondern den Kontrakt, an dem noch eine Kleinigkeit zu ändern war, und forderte seinen Mieter auf, diese Notiz vorzunehmen. Unser Hausherr konnte ohne Brille nicht mehr lesen und begann nun eine wilde Jagd durch das ganze Quartier, wo jeder sein Augenglas „eben noch" gesehen oder „eben aus der Hand gelegt" hatte, was den Vater zu dem verzweiflungsvollen Ausruf bewog: „Meine Frau versteckt mir meine Brille wie Ostereier."

Agathe tröstete wieder: „Setz dich ruhig hin, Papa, ich suche dir sie!" und der Vater kehrte grollend zu seinem improvisierten Mittagsmahl zurück, fand aber zu seinem Entsetzen Herrn Meyler

auf demselben Waschkorbe gruppiert, den er sich erkoren. Herr Meyler rückte gemütlich ein wenig zur Seite und erklärte, er werde warten, bis sich die Brille gefunden habe. So saß denn der Geheimrat mit seinem Hauswirt, wie ein empörter Sympathievogel, Schulter an Schulter und zitterte vor Ungeduld.

Herr Meyler begann indes, dem schon ganz resignierten Mieter die Zeit durch eine kurze und gedrängte Übersicht seiner Familienverhältnisse zu vertreiben und ihm die Schicksale seiner sechs, dem Geheimrat tödlich gleichgültigen Geschwister von deren erstem Lebensjahr an bis auf den heutigen Tag unsäglich ausführlich darzulegen.

„Sehen Sie mal, meine Schwester Martha ist jetzt 31 Jahre alt," begann er, „die hat nun wirklich keinen Mann bekommen!"

Der Geheimrat stieß ein teilnehmendes Brummen aus.

„Und sie ist ein so gediegenes, ich möchte sagen, tief innerlich angelegtes Wesen," setzte Herr Meyler gerührt hinzu, „sie hätte jedes Haus beglückt! Anna war viel äußerlicher, die hat aber eine sehr gute Partie gemacht! Der Mann ist nicht gerade be-

deutend — mein Himmel, jeder Mensch muß ja doch nicht gerade bedeutend sein —"

„O bewahre!" pflichtete der zum Sterben gelangweilte Geheimrat bei und sah unruhig umher, ob man ihm seine Brille noch nicht brächte.

„Aber ein prächtiger, lieber Mann!" fuhr Herr Meyler in seinem ergötzlichen Chronistenstyl fort. „Nach Anna kommt Paul — ein ganz kluger Junge — aber die Sprachen — die Sprachen! Da sitzt's!"

„Ja, ja! die Sprachen!" seufzte der Geheimrat matt.

„Der ist nur bis Tertia gekommen," erzählte Herr Meyler behaglich weiter, „aber jetzt ist er zur kaufmännischen Carrière übergegangen und schreibt recht zufrieden! Ohne Übertreibung kann ich sagen r e c h t zufrieden! Ich hatte seinen letzten Brief bei mir —"

Herr Meyler tastete an sich herum, und der Geheimrat fühlte ernstlich Mordgedanken in sich aufsteigen bei der Vorstellung, den Brief des sprachenunkundigen Paul anhören zu müssen. Aber das Schicksal erbarmte sich seiner in diesem Augenblick höchster Seelenangst, indem Julius sich mit den

Worten „was kriege ich Finderlohn?“ auf den Vater und diesen beinahe von seinem Waschfaß herunter stürzte. Ernst hing, intensiv prügelnd, an den Rockschößen des Bruders, da er die Brille gefunden zu haben behauptete, und der Vater war froh, den gesuchten Gegenstand schließlich mit zwei unverletzten Augengläsern wieder auf seiner Nase zu fühlen.

Der Kontrakt wurde herbeigeholt und man nahm auf eine Viertelstunde Abschied von Herrn Meyler, der mit der beruhigenden Versicherung „ich kucke bald wieder mal ein“ sich zurückzog und den Vater zu der Versicherung brachte, die erste Anschaffung im neuen Quartier wäre ein Fuchseisen für Herrn Meyler.

Inzwischen ging nun alles weiter bunt durcheinander. Es fehlte dem Ganzen mit Entschiedenheit ein Feldherrnauge und es wäre ein herrschsüchtiger Charakter in diesem Moment von geradezu unermeßlichem Wert für die Familie gewesen.

Jeder arbeitete für sich und gewöhnlich dem andern gerade entgegen, was der eben hingestellt hatte, riß jener wieder fort, und so erinnerte das Einrichten der Wohnung lebhaft an jene Wallfahrten, bei denen der fromme Pilgrim immer zwei Schritte

vorwärts und einen zurück thut. Die Jungen hatten sich inzwischen von ihrer Strafarbeit gedrückt und eine Pferdeleine aus dem umherliegenden Bindfaden konstruiert, mittelst deren sie sich anspannten und zwischen dem Glas und Porzellan hindurch Pferd spielten, wozu Julius noch von der vielbeschäftigten Mutter sofort eine Peitsche gemacht haben wollte.

Die Tante war zum Glück nach Hause gegangen, als man ihr die erste wirkliche Hilfeleistung zumutete, so daß die Familie wenigstens unter sich war.

Der Geheimrat sah trüben Blickes auf das Chaos um sich her, welches mit jeder Minute größer zu werden schien, und ersehnte leidenschaftlich einen Augenblick der Ruhe. Prüfend, wo er diesen finden könne, sah er umher. In der einzigen Sophaecke, die dazu allenfalls geeignet schien, saß ein zentnerschwerer Apoll von Belvedere, den man heute schon in allen Tonarten verwünscht hatte und der, bei der gänzlichen Unmöglichkeit, ihn unterzubringen, die gerechtfertigtsten Aussichten bot, ins Asyl für Obdachlose zu wandern.

Der Geheimrat schob dies Besitztum vorsichtig etwas beiseite und nahm als eigentümlich wirkendes Pendant neben dem Apoll Platz, wo er

trotz Lärm und Unruhe, trotz Zug und Rauch ein paar Minuten sanft schlief.

Der allgemeine Wirrwarr verfolgte ihn doch aber bis in seine Träume, so daß er, von einem Geräusch auffahrend, seiner Tochter ängstlich zurief: „Was war denn eben hier los?"

„Die Mama ging durch!" erwiderte Agathe ruhig.

Der Geheimrat sah erschreckt in die Höhe.

„Mit wem?" frug er verstört.

Agathe brach in Lachen aus.

„Aber Papa!" sagte sie vorwurfsvoll.

Der Geheimrat kam beschämt zu sich und stand auf den Füßen. Die kurze Ruhepause hatte ihm aber ein solches unheimliches Frösteln erregt, daß er jetzt zum erstenmal sich wieder des Verlustes seiner Pelze erinnerte und zornig ausrief: „Wo dein Verehrer mit meinen Pelzen geblieben ist, das möchte ich aber auch wissen!"

Wie in manchen Märchen es nur eines bestimmten Wortes bedarf, um hilfreiche Geister herbeizurufen, so auch hier! Die Flügelthür ging auf und Lieutenant Renting erschien, hinter ihm sein Bursche, beladen mit Pelzen, Decken, Wärmeflasche und Fußsack.

„Verehrtester Herr Geheimrat," begann der

junge Mann, „ich wage es gar nicht, mich zu entschuldigen —"

„Das würde auch jetzt verzweifelt wenig nützen!" meinte der Geheimrat mit einer Art Galgenhumor, indem er in den vom Burschen ihm entgegen gehaltenen Pelz schlüpfte, „gefroren habe ich nun doch Ihretwegen wie ein Eskimo!"

Agathe war bei Rentings Erscheinen tieferrötend ans Fenster getreten, und den Moment, wo der Vater sich behaglich in seinen Pelz wickelte, benützte der neu Angekommene, um zu ihr zu treten.

„Wie ist Ihnen die Reise bekommen, mein gnädiges Fräulein — und was haben Sie von mir gedacht?"

„Zum Denken hatte niemand Zeit bei uns" sagte Agathe etwas kläglich, „sehen Sie sich einmal um — seit heute früh arbeiten wir alle und kommen nicht weiter!"

Renting erfaßte die Sachlage mit einem Blick, und da er ein ungewöhnlich praktischer Kriegsmann war, so entwarf er schnell einen Plan und begann ihn eben so schnell auszuführen.

Er sah aus diesem Wirrwarr den Lichtstrahl einer Möglichkeit auftauchen, sich angenehm zu machen,

und als eben die Hausfrau eintrat und ihn mit dem abgespannten Gesicht begrüßte, zu dem sie völlig berechtigt war, ging er ihr sehr vergnügt entgegen.

„Gestatten Sie mir vielleicht, Frau Geheimrätin, mich hier etwas nützlich zu machen? Ich bin mit Passion und Talent bei allen Umzügen thätig und habe eigentlich meinen Beruf verfehlt — ich hätte Tischler oder Zimmermann werden sollen!“

Er hatte bei diesen Worten den Helm und die Handschuhe abgelegt und schien ernstlich entschlossen, sich an dem allgemeinen Arbeiten zu beteiligen.

Die Hausfrau sah etwas verlegen auf ihren Mann, der aber glückselig und egoistisch rief: „Das ist ja reizend von Ihnen, daß Sie uns helfen wollen!“

„Einen Moment!“ sagte Renting, „ich wohne nämlich zum größten Glück hier vis à vis — gestatten Sie, daß ich mich in das richtige Umzugszivil werfe und wiederkomme — Sie sollen sehen, wie schnell dann die Sache von statten geht!“

„Es wäre Zeit!“ seufzte die Geheimrätin, „der Nachmittag ist schon recht weit vorgeschritten! wenn wir wenigstens zur Nacht in Ruhe kämen!“

„Aber natürlich!“ rief Renting, „für drei Stuben stehe ich ein — die Hauptsache ist ja gemacht!“

Er eilte fort, aber nicht ohne Agathe, die noch im Fenster stand, mit einem schelmischen Blick auf die Schutthaufen, die sein Quartier von dem des Geheimrats schieden, zugeflüstert zu haben: „Und legt ihr zwischen mich und sie auch Berg und Thal und Hügel, gestrenge Herrn, ihr trennt uns nie.“ — Ehe Agathe Zeit hatte, diese ziemlich deutliche Bemerkung gebührend zurückzuweisen, war er schon fort, und der Hausherr, der auch ans Fenster trat, sah ihn nach wenigen Minuten mit dem Burschen über die Straße gehen.

„Er kann tüchtig helfen!“ meinte der Vater zufrieden und rieb sich die Hände, „das habe ich für die Pelze zu verlangen! Ich rühre keinen Finger mehr!“

Es dauerte nicht lange, so erschien Renting wieder, mit drei mit Paketen beladenen Burschen, die er von seinem Hausgenossen und Kameraden requiriert hatte und die mit preußischer Disziplin unter seiner Anleitung stumm und eifrig schafften. Rentings eigener Bursche trug einen großen Handwerkskasten und verschiedene in Papier gewickelte Gegenstände, die er auf den Tisch legte.

Der junge Offizier selbst hatte sich in eine graue

Joppe geworfen und begann, mit einem wahrhaft erstaunlichen Dispositionstalent die Arbeit zu verteilen. Für jeden hatte er gesorgt, und sogar für Ernst und Julius, die ihm vorhin als entschieden unbeschäftigt und bösartig wirkende Familienglieder auffielen, zwei Bände „Gartenlaube“ mitgebracht, die sich äußerst segensreich erwiesen und ihm zugleich das Herz der Mutter gewannen. Das Chaos lichtete sich allmählich, die Burschen arbeiteten mehr wie zehn professionelle Packer, und Renting, von Eifer und Liebe beflügelt, war überall und nirgends. Bald stand er auf einer Steigeleiter und hing die Hängelampe kunstgerecht auf — bald überwachte er das Auspacken der Teppiche, die mit einem beißenden Mottenpulverduft ihrer Kiste entquollen, dann ließ er unter seiner Aufsicht das für die Abendmahlzeit nötige Porzellan heraussuchen — kurz, er repräsentierte das Ideal einer „Stütze der Hausfrau!“

Agathe sah ihn still und gerührt an, wenn sie ihm, als dem Helden ihrer Träume auch alles Mögliche zugetraut hatte, so übertraf doch diese Vielseitigkeit ihre kühnsten Erwartungen!

Eben jetzt rief er sie: „Mein gnädiges Fräulein,

darf ich Sie bitten, mir hier ein paar Schrauben zuzureichen?"

Und während er stand und feilte und schraubte, frug er, ohne von seiner Arbeit aufzusehen: „Können Sie sich's nicht ganz gut denken, daß ich mir auch ein eigenes Haus mal gemütlich machen werde?"

Agathe schwieg — ihr Herz klopfte gewaltig.

„Möchten Sie mir nicht dabei helfen?" fuhr er in ganz ruhigem Tone fort und schraubte weiter. Sie reichte ihm, als habe sie ihn nicht verstanden, eine neue Schraube zu.

Renting lachte und sah auf — aber in seinen Augen lag ein tiefer Ernst.

„Nein!" sagte er und nahm die kleine Hand samt der Schraube in die seine, „hierbei nicht, Fräulein Agathe! — aber bei meinem Hause! ich will's gern gemütlich machen durch Möbelstellen und Bilderaufhängen, aber Sie sollen mir's von innen gemütlich machen — ja, Agathe?"

Agathe sah durch Thränen lächelnd zu ihm auf und erwiderte die bedeutungsvollsten aller Silben — so daß ein Ereignis wenigstens an diesem chaotischen Tage auf das entschiedenste in Ordnung gekommen war!

Agathe beschwor indessen den Bräutigam, heute noch nichts zu sagen, da ihr Vater in seiner momentanen Gemütsverfassung zum Segnen recht ungeeignet sein dürfte. Renting versprach es so halb und halb — was hätte er nicht versprochen!

Aber die ersten Minuten der Glückseligkeit erlitten naturgemäß sofort eine Unterbrechung, indem der Geheimrat bleich und erschöpft erschien und verdrießlich sagte: „Wann man heute etwas zu essen bekommen wird, das möchte ich wissen!“

„Ja, das wird wohl schwierig sein!“ meinte Agathe mit mühsamer Unbefangenheit.

„Gar nicht!“ sagte Renting mutig, „ich werde die Sache gleich besorgen, Herr Geheimrat — überlassen Sie das mir! Sie sollen sehr nett und gemütlich zu Abend essen!“

Der Vater sah ihn mißtrauisch an.

„Na, darauf wäre ich wirklich gespannt!“ sagte er und sank ermattet in einen Stuhl.

„Mein gnädiges Fräulein, darf ich Sie bitten, für ein Tischtuch zu sorgen?“ sagte Renting ceremoniös und folgte Agathe, die merkwürdig lange Zeit brauchte, um den Koffer mit dem Leinenzeug aufzuschließen.

Während dessen ersah der junge Mann einen Augenblick, in dem er ihr zuflüstern konnte: „Wenn ich dem Schwiegerpapa ein gemütliches Souper arrangiere, sagt er heut abend noch ja! Wetten?“

Sie lachte verwirrt und nickte.

Renting zeigte sich auch hier wieder als vortrefflicher deus ex machina. Fehlte es noch an diesem und jenem, so ließ er sich das nicht anfechten, und als der begreiflicherweise sehr gut gelaunte Lieutenant die Familie nach einer halben Stunde durch Klingelton wie zur Christbescherung hereinrief, gestand man sich und ihm allerseits, daß er das Unmögliche möglich gemacht habe.

Ein Teppich lag vor dem Sofa, der zum Abendessen gedeckte Tisch stand davor, und die Hängelampe goß ihr wohnliches Licht sanft darüber aus. Unter einem vielversprechenden Messingkessel sauste und sang die Spiritusflamme, und die von einer richtigen Junggesellenwirtschaft unzertrennliche Beefsteakmaschine entsandte Duftwolken, die zu den kühnsten Hoffnungen berechtigten.

Der Geheimrat steckte sich behaglich die Serviette vor und hielt dann dem jungen Mann die Hand hin!

„Bravo!“ sagte er schmunzelnd, „ich mache

Ihnen mein Kompliment! Das ist mehr, als ich erwartet habe! Und was ist denn in dem Kessel?" fügte er gespannt hinzu.

„Ein steifer Grog, wie ihn die Situation gebieterisch fordert!" sagte Renting vergnügt und schenkte dem Hausherrn das dampfende Getränk ein, „und nun sind auch meine Beefsteaks fertig!"

Während alles, Groß und Klein, mit wahrem Hochgenuß schmauste, auch Ernst und Julius zur Teilnahme an den gastronomischen Genüssen geholt waren, saß Agathe mit gesenkten Augen und klopfendem Herzen da. Renting hatte noch kein auch nur andeutendes Wort gesagt und benahm sich so sicher und lustig, als hätte er die Einwilligung des Vaters schon in der Tasche. Der Mutter hatte sich Agathe vor Tisch versichert, und beide Damen befanden sich in begreiflicher Aufregung, wie man dem Vater das Geschehene beibringen werde.

Der Geheimrat nahm jetzt einen gehörigen Schluck aus seinem Grogglase und lehnte sich mit dem Ausdruck großer Befriedigung in seinen Stuhl zurück.

„Nein, das muß ich sagen!" begann er gemütlich, „Sie haben Ihre Sache brillant gemacht — — ich verzeihe Ihnen sogar die Pelze!"

„Damit bin ich noch nicht zufrieden!“ sagte Renting, scheinbar sehr unbefangen, aber doch mit einer leichten Verlegenheit, „ich möchte Sie noch um etwas bitten!“

Der Hausherr sah ihn mit erwachendem Argwohn an.

„Das wäre?“ frug er langsam.

„Ich will einen Toast ausbringen,“ sagte Renting kühn.

„Weiter nichts?“ frug der Vater erleichtert.

„O ja — Sie sollen mir versprechen, in diesen Toast einzustimmen!“ fuhr der junge Mann lachend fort, der schon am Gesicht des älteren Herrn merkte, daß dieser den Zusammenhang der Dinge erriet.

„Nun, das will ich wohl thun!“ meinte der Geheimrat und sah etwas fragend auf seine Frau, die ihm zunickte, als wollte sie sagen: „Laß ihn nur!“

Renting schlug ans Glas.

„Meine Herrschaften!“ begann er mit lauter Stimme, „es befindet sich ein Brautpaar in unserem Kreise“ —

Der Geheimrat sprang auf.

„Halt — halt!“ rief er erschreckt.

Renting verbeugte sich gegen ihn, das Glas in der Hand.

„Thatsache, Herr Geheimrat! darf ich Sie bitten, mit mir auf das Wohl der Tochter vom Hause und zugleich auf das meinige zu trinken? Herr Geheimrat — ich habe Ihr Wort!“

Er hielt ihm mit einem so zuverlässigen und lustigen Gesicht die Hand hin, daß der nicht allzu überraschte Vater nach kurzem Besinnen kräftig einschlug.

„Na, meinetwegen!“ sagte er, halb gerührt, halb verdrießlich, ein Stichwort, auf welches hin ihm Agathe jubelnd an den Hals flog und ihn erst dann wieder losließ, als der Vater sich freundlich erkundigte, ob sie ihn gleich zur Verlobungsfeier erdrosseln wolle.

Der allgemeine Aufstand, den das große Ereignis verursachte, unterschied sich nur insofern von andern Verlobungsmomenten, als erstens die Mutter zweimal mitten im Segnen abgerufen wurde, weil Franz heulte, als zweitens Ernst dem festlichen Mahl entschlüpft war und ein Paar Stelzen gefunden hatte, auf denen er in diesem äußerst geeigneten Moment dröhnend und riesenhoch hereingestapft kam, und als drittens das Mottenpulver aus dem Teppich

allen in die Nasen und Kehlen fuhr und sie zwang, immer gerade dann zu niesen und zu husten, wenn sie etwas Gerührtes oder Liebevolles zu äußern im Begriff standen.

Aber mit gutem Willen ist bekanntlich viel, wo nicht alles zu machen, und so auch diese Verlobung mit Hindernissen! Der letzte störende Zwischenfall bestand darin, daß Herr Meyler unmittelbar nach dem Abendessen noch „auf ein Viertelstündchen“ kam und eine Broschüre in der Hand hielt, die er dem Vater mit den Worten darbot: „Ich bin nämlich Spiritist!“

Der Geheimrat schenkte ihm ein Glas Grog ein. „Bitte“ sagte er, „dann wird dies durchaus in Ihr Fach schlagen!“

„O nein,“ bemerkte Herr Meyler beleidigt, „in diesem Sinne bitte ich meine Mitteilung nicht aufzufassen, — ich beschäftige mich mit der Geisterwelt!“

„Na, da danke ich Ihnen recht herzlich, zu der gehöre ich nicht!“ erwiderte der Hausherr ungeduldig, „meine Tochter hat sich eben verlobt, da habe ich keine Zeit für die Geisterwelt!“

Herr Meyler stand starr bei dieser Mitteilung, die seine beabsichtigten Beziehungen zu der ge=

heimrätlichen Familie wesentlich veränderte. Er empfahl sich mit auffälliger Schnelligkeit und mit so zornigem Ausdruck, daß die Hausfrau klagend hinter ihm her rief: „Er kündigt uns gewiß!“

„Lassen Sie ihn nur, liebe Schwiegermama,“ beruhigte Renting, „Sie brauchen doch eine kleinere Wohnung, wenn Agathe im Sommer heiratet.“

„So?“ brummte der Geheimrat, „sind Sie darüber schon ganz sicher?“

„Freilich!“ sagte Renting sehr vergnügt, „und das nächste Mal besorge i ch Ihnen den Umzug — da sollen Sie sehen, wie schnell es geht!“

„Ja, wenn Sie mir das schwarz auf weiß geben —“ meinte der Geheimrat.

„Mit tausend Freuden!“ rief Renting.

„Sprecht nur nicht schon wieder vom Umzug,“ seufzte die Mutter, „das war einer der schrecklichsten Tage meines Lebens!“

„I ch fand es reizend!“ sagte Agathe.

# Tannhäuser.

In der offenen Halle des Herrenhofes stand der alte Diener und putzte die großen Messingknäufe an den Thüren, in denen die Sonne sich funkelnd spiegelte. Der Mann arbeitete ruhig und ohne aufzublicken fort; in seiner Haltung, wie in dem Ausdruck des runzeligen Gesichts sprach sich tiefe Niedergeschlagenheit aus. Von Zeit zu Zeit ließ er die Hände sinken und horchte, ob man ihn nicht rufen werde, aber die Stimme, der er von Jugend auf zu folgen gewohnt war, hatte nicht mehr die Kraft, ihn bis hier draußen zu erreichen. Schwere, letzte Krankheit hatte den Schloßherrn auf sein Lager gestreckt, nun waren es schon vierzehn Tage.

Hufschlag in seiner Nähe ließ den alten Bedienten aufblicken. Ein junger Mann in kurzer

Lodenjoppe, den breitrandigen Strohhut weit von der Stirn geschoben, ritt langsam und vorsichtig, wie um den Schall des Pferdegetrappels zu dämpfen, über den gepflasterten Hof und winkte, als er noch zwanzig Schritt vom Hause entfernt war, den Alten zu sich heran.

„Wie geht es drin, Johann?“ fragte er halblaut. Der Mann zuckte die Achseln.

„Immer beim alten, Herr von Bühl, es wird wohl auch nicht viel anders werden und besser nun schon gar nicht!“

Er fuhr sich mit dem leinenen Jackenärmel über die Augen.

„Halten zu Gnaden — ich habe das Messingzeug da drin geputzt — das blendet!“ sagte er rauh.

Der junge Mann nickte.

„Ja ja, Johann, ich weiß schon! Was macht das Fräulein von Bernuth?“

Über das verwitterte Gesicht des Alten flog es wie ein Sonnenstrahl.

„Wenn wir die nicht hätten, gnädiger Herr, da ginge wohl alles drunter und drüber,“ sagte er, „denn die Frau Baronin hat den Kopf ganz verloren — halten zu Gnaden! — aber das gnädige

Fräulein besorgt alles, führt die Bücher, weist die Leute an, und dabei wacht sie heute schon die vierte Nacht beim Herrn; es ist ein Wunder, wie das Kind das fertig bringt, gnädiger Herr! Da kommt sie eben," unterbrach sich der Alte und wandte sich nach der Thür.

Ein junges, schlankes Mädchen mit einem ernsten, vornehmen Kindergesicht kam langsam die Stufen herunter und in den Hof. Als sie des Reiters ansichtig wurde, nickte sie ihm unbefangen zu und sah freundlich, aber sehr müde zu ihm auf. Er sprang schnell vom Pferde und reichte ihr die Hand.

„Ja, bei uns sieht's traurig aus, Ulrich!" sagte sie, gleichsam als Antwort auf seinen teilnehmenden Blick.

„Sie sind sehr angegriffen," erwiderte er liebevoll und ernst, „ich habe Sie noch nie so blaß gesehen, Annemarie!"

Sie strich das schwere, dunkelblonde Haar von der klaren Stirn.

„Ach, das ist ja einerlei," sagte sie dann, „was liegt an mir!"

Sie kniff die Lippen zusammen, um den Thränen zu wehren, die trotzdem in ihre Augen traten.

„Können Sie wohl ein paar Schritte mit mir in den Park gehen, Ulrich?“ fuhr sie nach einer Weile fort, „ich habe seit vier Tagen das Haus nicht verlassen, und eben jetzt kann ich abkommen — er schläft!“

Es ging wieder ein Zucken über das junge Gesicht, aber sie weinte nicht.

Ein Stallknecht kam auf ihren Wink und nahm dem jungen Mann das Pferd ab, es langsam auf und nieder führend.

Das Mädchen machte eine kleine, einladende Bewegung mit der Hand und wies nach dem Mauerpförtchen, welches den Hof mit dem Park verband. Sie schritten hindurch und gingen den schnurgeraden, langen Baumgang bis an den Teich hinab.

Dort setzte sich Annemarie auf die schmale Bank unter eine große uralte Linde und sah schweigend vor sich nieder.

Die Sonnenstrahlen spielten zwischen den Blättern und warfen wechselnde, zierliche Lichter auf ihr blasses, ernstes Gesichtchen.

Ulrich betrachtete sie, ohne zu sprechen. „Könnte ich sie doch mit meinem Herzblut bewahren,“ dachte er leidenschaftlich.

Nach einer Weile erhob sie den Kopf.

„Ich weiß nicht, was das ist,“ sagte sie, an eine Gedankenreihe anknüpfend, die sie wohl eben verfolgt hatte, „er ist so unruhig, Ulrich, und ich habe immer das Gefühl, als wenn ihn irgend etwas ängstigte.“

„Hat er denn noch nicht nach seinem Sohn verlangt?“ fragte Ulrich. „Schreibt niemand an Eberhard?“

Annemarie antwortete nicht gleich, und als Ulrich fragend aufsah, wandte sie den Kopf ab, aber nicht schnell genug, um die tiefe glühende Röte zu verbergen, die ihr zartes Gesicht bis unter die Haare überflutet hatte.

Ulrich fuhr zurück, als hätte er einen Schlag bekommen, er wurde totenblaß, und sein Fuß trat einen Augenblick so fest in den Kies, als wenn er etwas zermalmen und vernichten wollte. Aber nur einen Augenblick — dann war er ganz ruhig, nur seine Stimme klang fremd und verändert.

„Soll Eberhard nicht kommen?“ fragte er noch einmal.

„Onkel wollte nicht, daß er von seiner Krankheit überhaupt erführe,“ sagte das Mädchen, „er

hatte in diesen Tagen irgend etwas im Regiment vor, ich glaube, er führte vertretungsweise die Schwadron während des Manövers, und Onkel fürchtete, die Aufregung möchte ihn verhindern, so glänzend zu bestehen wie sonst immer!“

Es lag ein verhaltener Stolz in ihrer Stimme.

„Natürlich!“ murmelte Ulrich vor sich hin, „es ist ihm ja immer alles Unangenehme aus dem Wege geräumt und alles Begehrenswerte in den Weg geworfen worden!“

Annemarie schien nicht zu hören, was er sagte.

„Aber gestern,“ fuhr sie fort, „hat Onkel mich hinausgeschickt und Johann zu sich gerufen. Da hat er stundenlang geschrieben, trotz aller Schwäche — und als ich abends die Postsachen durchsah, war ein dicker, eingeschriebener Brief an Eberhard dabei. Heute fragte Onkel nun schon, ob keine Antwort da wäre!“

„Und ist keine da?“ fragte Ulrich hart, „das dacht' ich mir fast!“

„Er erhält den Brief ja erst heute!“ sagte das Mädchen hastig und sah mit ihren großen, klugen Augen zu dem jungen Mann auf. „Sie müssen nicht ungerecht gegen Eberhard sein, Ulrich — das duld' ich nicht!“

Ulrich stand auf und ging ein paarmal vor ihr in dem schmalen Laubengang auf und nieder. Dann blieb er plötzlich stehen.

„Sie halten sehr viel von Eberhard?“ fragte er, immer noch in rauhem Ton.

„Er ist ja mein Vetter!“ sagte sie kurz und errötete wieder.

„Und Sie haben ihn eben gerade so gern wie einen Vetter?“ fuhr Ulrich fort.

Sie warf mit einer kleinen, hochmütigen Bewegung den Kopf zurück und stand auf.

„Sie dürfen mich gar nicht so ausfragen, Ulrich, ich bin ja kein kleines Kind mehr!“

Er sah sie einen Augenblick unendlich traurig und gedankenschwer an.

„Ja, freilich,“ sagte er, „das hatt' ich vergessen!“

In dem Augenblick kam ein Bote vom Hause her eiligen Schrittes auf das Paar zu. Annemarie preßte erschreckt die Hände zusammen, es war, als bannte sie eine angstvolle Erwartung auf ihren Platz.

„Der Herr?“ rief sie mit halberstickter Stimme dem Mann entgegen, „ist der Herr kränker?“

„Nein, gnädiges Fräulein,“ sagte der Bote, „ich soll nur das hier bringen!“

Und er überreichte ihr eine zerknitterte Depesche.

Sie überflog sie, und es brach wie ein heißer Sonnenstrahl aus ihren Augen.

„Er kommt heute abend!“ sagte sie in glücklichem Ton, „sehen Sie, Ulrich, wie unrecht Sie ihm gethan haben — nun wird alles gut werden!“

„Alles!“ wiederholte Ulrich und zog ihre Hand an seine Lippen, „sind Sie mir böse, Annemarie?“

Sie sah ihn freundlich an.

„Wie könnt' ich wohl? Sie sind ja immer so gut gegen mich! Aber jetzt muß ich für Eberhards Stube sorgen.“

Sie machte eine leise Bewegung, die er sogleich verstand, und er gab ihre Hand frei. Eilig flog sie davon, den langen Gang hinauf — und er stand und sah ihr nach wie ein Knabe, dem sein Vögelchen fortfliegt und der weiß, daß er es nicht einholen wird!

* * *

Sechs Fuß hoch aufgeschossen,
Ein Kriegsgott anzuschau'n,
Der Liebling der Genossen,
Der Abgott aller Frau'n,
Blauäugig, blond, verwegen —
Und in der jungen Hand
Den alten Preußendegen. —

Th. Fontane.

In dem kleinen reservierten Zimmer des feinsten Weinlokals in Berlin saß um die vorgerückte Nachmittagsstunde eine Gesellschaft junger Offiziere beisammen. Eine riesige, schon halb geleerte Bowle bewies, daß man die heutige Rückkehr vom Manöver würdig gefeiert habe, und der jüngste Lieutenant, dem das Kommando „fatigue" zuerteilt war, für das Eingießen zu sorgen, ließ den silbernen Schöpflöffel noch immer in das scheinbar unversiegliche Behältnis wandern, um die Gläser wieder und wieder zu füllen.

Bequem in seinen Sessel zurückgelehnt saß Eberhard Aldenhofen, und nur hin und wieder streckte er die Hand nach seinem Glase aus, um einen Trinkspruch zu erwidern oder einem und dem andren Kameraden ein neckendes Wort zuzurufen.

„Weißt du, Aldenhofen," sagte jetzt einer der Herren, „du bist der einzige, der heute noch keinen

Toast ausgebracht hat! — wem gilt's?" fügte er hinzu, als Eberhard sein gefülltes Glas gegen ihn erhob.

„Meiner alten Gönnerin — Fortuna!" sagte der Angeredete lustig und leerte den Pokal in einem Zug.

„Die dich blind verzieht, wie alle Damen!" bemerkte ein andrer aus dem Kreise scherzend.

Eberhard lachte leise.

„Du hast recht," sagte er und warf den Kopf zurück, „ich habe Glück — von jeher gehabt, das Leben und die Menschen und — ihr alle habt mich verwöhnt — und ich denke, wir lassen's dabei!"

Wenn einer unter der Gesellschaft war, der diesen Worten nicht zustimmte, so ließ er's wenigstens nicht merken — und es war wohl auch keiner da!

Eberhard sah allerdings ganz so aus, wie man sich ein „Glückskind" denkt — groß und schlank, mit einem verwegenen Ausdruck in den dunkelblauen Augen und einem übermütigen Lächeln auf den Lippen — mit einem stolzen, hübschen Gesicht und einer lässigen Anmut in den Bewegungen, die nur bisweilen von einer plötzlich aufflammenden Energie verdrängt wurde. Stets der erste, wo es einen besonders tollen Streich, ein gefährliches Wagnis

galt, war er aber auch der erste, wo es großmütig zuspringen, die Hand offen haben hieß, freilich ohne Überlegung, ohne Rücksicht darauf, ob diese Großmut auch vernünftig sei. Wie alle Naturen, denen nie durch Charakter und Verhältnisse Zügel angelegt wurden, war er bis zu gewissen Grenzen ein wenig Egoist geworden; er ging durch dick und dünn, wo es sich um die Befriedigung einer augenblicklichen Laune oder Erfüllung einer Bitte handelte, und war dann jedesmal sehr erstaunt, wenn seine Einnahmen wieder ums dreifache oder auch zehnfache von den Ausgaben überschritten wurden. Bah — er hatte ja einen reichen Vater, und seine Besuche daheim wurden immer als eine Freude ohnegleichen von den Seinen aufgefaßt, ob er mit unbezahlten Rechnungen in der Tasche kam oder nicht! Was konnte er dafür, daß er kein Kartenglück hatte! Es stimmte ja ganz zu dem alten Sprichwort, welches Frauengunst und Kartenkunst nie auf eines Sterblichen Haupt häufen läßt!

Auch heute wurden die Karten herbeigeholt, und während die Abendsonne durchs Fenster sah, ein Schlag Makao nach dem andern gemacht. Eberhard gewann ausnahmsweise, es lag schon ein Röllchen

Goldstücke auf seinem Platz — er blieb aber eben so ruhig beim Gewinn wie beim Verlust!

„Wer geht heute noch mit mir auf einen Akt ins Theater?“ fragte er nach einer Pause.

„Bei der Temperatur? sträflicher Gedanke!“ riefen die andern durcheinander.

„Ich muß gehen,“ sagte Eberhard und blies den Dampf seiner Zigarre von sich, „ich habe der kleinen Korty versprochen, ihr heute abend ein Bouquet zu werfen!“

„Und wenn Alice Geldern im Theater ist?“ neckte sein Gegenüber, der Rittmeister Maaßen.

Eberhard zuckte die Achseln und nahm seine Karten wieder auf.

„Stelle dich nicht so gleichgültig!“ lachte Maaßen, „es wäre dir doch höchst unangenehm, ihre Verlobungsanzeige mit einem andern zu bekommen!“

„Auf Wort nicht!“ sagte Eberhard lebhaft, „das einzige, was mir unangenehm wäre, könnte sein, die Geldern oder sonst irgend jemand heiraten zu sollen!“

„Willst du gar nicht heiraten?“ fragte Maaßen lächelnd.

„O ja — aber in 10 Jahren — frühestens! — und dann nur eine Frau, die den Teufel im

Leibe hat, die sich mit mir amüsiert und wenig danach fragt, was ich sonst thue und treibe! Nur keine „deutsche Hausfrau“ mit dem Schlüsselkörbchen am Arm — das könnte mich bösartig machen, glaube ich! Aber sprechen wir nicht mehr von diesem verhaßten Thema!“ fuhr er rasch fort, „gießen Sie mir lieber noch 'mal ein, Gerstorff, — es lebe die Freiheit!“

Während die Gläser lustig zusammen klangen, ging die Gardine, die das kleine Zimmer von den übrigen Räumlichkeiten trennte, vorsichtig auseinander, die Ordonnanz trat herein, hinter ihr ein Briefbote, der auf Eberhard zukam.

„Ich war schon zweimal beim Herrn Baron in der Wohnung,“ sagte der Mann und überreichte einen großen, versiegelten Brief, „der Empfang muß bescheinigt werden!“

„Feder!“ befahl Eberhard, unterzeichnete, ohne sich von seinem Platz zu erheben, und öffnete den Brief. Er wurde sehr blaß.

„Was Teufel!“ murmelte er durch die Zähne, schob den Stuhl zurück und stand plötzlich auf.

„Meine Herren, ich muß mich verabschieden — mein Vater ist sehr krank!“ sagte er mit gepreßter Stimme.

Er schnallte den Säbel um, griff nach der Mütze und wandte sich, den Brief in der Hand, nach der Thür, während die andern ihm stumm das Geleite gaben.

„Dein Gewinn, Eberhard!“ rief der eine der Herren, ihm das Geldhäufchen auf der flachen Hand hinhaltend.

„Ach was, laß den Bettel!“ rief Aldenhofen rauh und verließ das Zimmer, ohne zurückzuschauen.

Er schritt die Straße entlang wie ein Träumender. Der Schlag — denn daß ein solcher ihm bevorstand, sah er aus der unsichern, zitternden Schrift des Briefes wie aus den Anfangsworten — traf ihn so gänzlich unvorbereitet, so in das volle Leben und Genießen hinein, daß ihn zum erstenmal jener Schauer anwandelte, den die meisten andern Menschen so früh und so häufig fühlen müssen — der Schauer der Vergänglichkeit alles dessen, was uns für unendliche Zeit sicher schien.

Er erreichte seine Wohnung, ohne selbst zu wissen, wie er dahin kam, und nahm den Brief in die Hand, dessen Eingangsworte ihn so überwältigten, daß er sich außer stande fühlte, sogleich weiter zu lesen, und sich, das Gesicht mit den Händen bedeckend, in seinen Stuhl warf.

Das dunkle, wehe Gefühl, das ihn überkam, es reichte weit in die Vergangenheit zurück — welch ein Schatz von Liebe — oft verkannt — vergessen — gering geachtet — aber immer da — immer wie ein unversieglicher, frischer Quell für ihn in reichster Fülle sich ergießend, sollte ihm nun durch wenige, grausame Stunden verschüttet werden!

Er stöhnte auf — nur hin — hin — nach dem alten Hause, das ihm so oft zu still geschienen und das bald noch viel stiller werden sollte — nur nicht unthätig hier sitzen und nachdenken über das viele Versäumte — Unwiederbringliche — Verlorene — nur hin — noch thun, in diesen wenigen Minuten thun, was so oft, so Jahre lang aus Lässigkeit, aus dem Gefühl der Selbstverständlichkeit unterblieben war — all die Liebe heimzahlen und nachholen, die er, wie den Sonnenschein und Regen, über sich hatte kommen lassen — erwärmend — erquickend — und ohne Dank!

Ein Durst nach Selbstaufopferung überkam ihn — „ich könnte für ihn sterben — und ich habe ihm so wenig gedankt!“ rief er in bitterem Schmerz und streckte die Arme in die leere Luft.

Er riß heftig an der Klingel und befahl dem

Burschen, den Koffer zu packen. Noch zwei endlose Stunden lagen vor ihm, ehe es Zeit zur Bahn war, und was konnte in zwei Stunden nicht alles geschehen!

Er nahm wieder den Brief auf und setzte sich an den Tisch, um zu lesen! die Buchstaben schwammen ihm vor den Augen, aber er zwang sich zur Ruhe.

Der Vater schrieb in kurzen, abgebrochenen Sätzen — mit zitternder Hand, er teilte ihm mit, daß er todkrank sei und nicht ruhig sterben könne, ohne dem Sohn die Augen über seine finanzielle Lage geöffnet zu haben.

„Du weißt," hieß es weiter in dem Briefe, „daß Annemarie uns als zweijähriges Kind in Obhut und Vormundschaft übergeben wurde. Ich ließ ihr Vermögen damals als erste Hypothek auf Rotmühl einschreiben und die jährlichen Zinsen wieder auf das Gut eintragen, weil ich glaubte, es ihr bei ihrer Mündigkeit oder Verheiratung dereinst ohne Schwierigkeiten herauszahlen zu können. Dem ist aber nicht so! Weder du noch ich haben es verstanden, uns einzuschränken und zu sparen — das soll kein Vorwurf für dich sein! Du bist jung und wußtest nichts von den Verhältnissen!

wohl aber muß ich mich anklagen, dich in Unkenntnis darüber gelassen zu haben!

Die Sache steht nun so, mein geliebter Sohn! Du kannst Rotmühl nur halten, wenn Annemaries Vermögen nicht herausgezogen wird! Du hast aber anderseits nur ein Recht, dies Vermögen stehen zu lassen, wenn du Annemarie eine dauernde Heimat in Rotmühl bietest — wenn du sie heiratest! Liebte ich das Kind nicht so, wie ich es thue — hielte ich sie nicht für das reinste, beste, stolzeste Kind der Welt, so sagte ich: wirf alles hinter dich und sieh, wie du dich durchschlägst! Aber mein heißester Wunsch ist diese Heirat gewesen seit Jahren, und ich halte es für Gottes Fügung, daß die Verhältnisse sie zu einem Muß gestalten! Und, Eberhard — das Mädchen, welches von allem diesen natürlich nichts ahnt — unsre Annemarie liebt dich — ich habe es ihr oft angesehen, wenn du kamst und wenn deine Briefe kamen — sie liebt dich — und du wirst sie wieder lieben! Eile zu uns, sobald du kannst, und erfülle den letzten Wunsch deines Vaters."

Eberhard las den Brief — das erste Mal mit klopfenden Pulsen und hämmernden Schläfen, unterbrochen von heftigen, fast wilden Worten und Aus-

rufen, die er dazwischen warf — das zweite Mal ruhig, kalt und ernst.

Da war sie ja, die Gelegenheit, sich zu opfern, nach der er vor einer Stunde noch so gedürstet hatte; hic Rhodus — hic salta!

Er lachte kurz auf. — „Also das ist das Ende!“ sagte er vor sich hin, „des Königs Rock ausziehen — dem brausenden, tollen, lustigen Leben Valet sagen — eine ungeliebte Frau heimführen — und dann so weiter leben!“

Weiter in dem kleinen Pflichten- und Sorgenkreis des väterlichen Gutes, der ihm schon bei seinem Urlaubsaufenthalt oft so eng, so unerträglich eng erschienen war — sich um Regen und Sonne für Korn und Hafer sorgen — Rechnungsbücher durchsehen, und die Frau mit dem Schlüsselkörbchen zur Seite, die er ahnungslos noch heute im Kameradenkreise bespöttelt hatte.

Das waren die ersten bösen Gedanken! Dann kam der Rückschlag — die tiefe, demütige Rührung über den Brief des Vaters — die bitteren Vorwürfe über den Leichtsinn, der die Summen vergeudet hatte, um derentwillen der alte Herr seine letzten Stunden verseufzte, und aus der Hochflut

dieser wiederstreitenden Empfindungen tauchte das ernste Wort „die Pflicht!“ auf.

„Es ist meine Pflicht!“ sagte Eberhard laut vor sich hin, strich sich das Haar aus der Stirn und trat zum Fenster.

Ein kalter, stiller Herbstabend lag über der einsamen Straße, nicht stürmisch und drohend, aber auch nicht klar und sternendurchblitzt — „so wird mein Leben sein!“ dachte Eberhard und schauerte leicht zusammen.

Der Bursche trat ins Zimmer.

„Der Wagen ist unten; Herr Lieutnant müssen wohl zur Bahn?“ sagte er. Sein Herr nickte, ohne zu sprechen.

In wenigen Stunden befand sich Eberhard auf der letzten Eisenbahnstation vor dem väterlichen Gute. Die Nacht war inzwischen hereingebrochen, der kleine Bahnhof lag dunkel und ausgestorben da; Eberhard war der einzige Passagier, der den Zug verließ.

Ein alter Diener erwartete ihn am Bahnhofsgebäude, der Kutscher mit dem kleinen Jagdwagen hielt jenseits desselben. Eberhard reichte dem Alten schweigend die Hand, der mit zitternder Stimme begann: „Ach, gnädiger Herr —“

Eberhard unterbrach ihn.

„Lebt er?" fragte er rauh.

Der Diener nickte stumm.

Eberhard schwang sich auf den Kutschersitz und ergriff die Zügel, ein Ruck — und das leichte Gefährt flog in die Nacht hinaus, die großen Wagenlaternen flammten wie riesige, angstvolle Augen durch die Finsternis.

Als der Wagen in den Hof einrollte, eilten mehrere Leute hinzu, um den jungen Herrn zu begrüßen und beim Abladen behilflich zu sein. Er winkte nur stumm mit der Hand.

„Wo ist meine Mutter?" fragte er kurz.

In demselben Augenblick, als er die Halle betrat, erschien die alte Baronin auch schon auf der Schwelle und lag hilflos weinend in den Armen des Sohnes, der kaum weniger erschüttert war.

Nur einige Augenblicke war es den beiden vergönnt, sich ihrem Schmerze hinzugeben, als Eberhard sich sanft an der Schulter berührt fühlte.

„Gehe zum Onkel, Eberhard, er fragt unaufhörlich nach dir!" sagte Annemaries leise Stimme.

Er schrak zusammen und ging, ohne sie anzusehen, an ihr vorüber in das Krankenzimmer. Sie

zog verwundert und erschreckt die dargebotene Hand zurück, die er nicht beachtet hatte, und sah einen Augenblick hilflos vor sich hin.

„Es ist der Schmerz!“ sagte sie dann leise, wie tröstend zu sich selbst, „es ist der Schmerz, er dachte an nichts andres!“

Und mit einem Aufleuchten ihrer sanften, ruhigen Entschlossenheit wandte sie sich zu der Baronin, die in sich zusammengesunken, schwach weinend, im Sessel lag.

„Komm herein, Tante, komm, es geht ein kalter Zug hier durch die Halle!“

Und wie man einem Kinde zuredet und es unmerklich wegführt, so zog sie die alte Dame mit sich fort; sie hatten schon lange die Rollen getauscht!

In dem großen Wohnzimmer, das seltsam verödet aussah, saßen die beiden Frauen stumm beieinander. Das Kaminfeuer zuckte manchmal unruhig empor, und das leise Knistern des Holzes flog durch den Raum, sonst war es so still, als lausche alles ringsum auf das tropfenweise Verrieseln des Lebens da oben.

Da öffnete sich die Thür, und Eberhard stand auf der Schwelle. Unheimlich blaß, groß und schlank erschien er in dem dunklen Civilanzug.

„Bitte, kommt nach oben!“ sagte er kurz und als koste ihn das Sprechen unendliche Anstrengung. Er bot seiner Mutter den Arm, um sie hinaus zu führen, und schaute nicht nach Annemarie zurück.

Sie folgte langsam mit zitternden Knieen, es war ihr, als sollte ihr diese Stunde noch Schwereres bringen als den drohenden Verlust — der heißgeliebte Vetter und Spielgefährte ihrer Kindheit war so sehr — so wunderlich verändert.

An der Thür des Krankenzimmers blieb Eberhard stehen.

„Mein Vater wünscht dich erst allein zu sprechen!“ sagte er zu seiner Cousine und hielt die Thür auf, um sie vorangehen zu lassen. Sie schritt mit gesenktem Blick an ihm vorbei.

Das Zimmer war, der sonstigen Gewohnheit entgegen, ziemlich hell, und auf den Zügen des Kranken lag eine Erregung, die beinahe den Schein des rückkehrenden Lebens hätte heraufstäuschen können.

„Es geht dir besser, Onkel!“ sagte Annemarie zärtlich und legte ihren Kopf neben ihn auf das Kissen.

Der alte Herr lächelte ihr zu. Sein noch immer schönes Gesicht mit dem rein geschnittenen, feinen

Profil sah aus, wie aus weißem Marmor gemeißelt. Er wandte mühsam den Kopf nach ihr.

„Ich wollte dich sprechen," sagte er fast unhörbar, „dich etwas bitten — eine große Bitte!"

„Du — mich bitten?" rief Annemarie mit liebevollem Vorwurf, „nur sagen, Onkel, nur sagen, was du willst!"

„Eberhard," begann der Alte von neuem, indem er das bei diesen Worten tief erglühende Gesicht des Mädchens näher an sich zog, „Eberhard hat bei mir um deine Hand angehalten; ich bitte um dein Jawort für meinen Sohn!"

In der Stimme des sterbenden Mannes lag noch der Abglanz jenes Gefühls, das sein ganzes Leben verklärt hatte, der Stolz auf den Sohn!

Annemarie sprang auf und starrte den alten Mann an wie geistesabwesend. Dann verbarg sie das Gesicht in den Händen.

„Hat er mich denn so lieb?" flüsterte sie in bangem fragenden Ton.

Der Kranke schien die Frage nicht zu hören.

„Ich bitte um dein Jawort für meinen Sohn!" wiederholte er angestrengt, „ohne das ich nicht ruhig sterben kann. Schlägst du meine Bitte ab?"

Das Mädchen sank neben seinem Bett auf die Kniee und küßte schweigend seine Hand. Er lächelte schwach, aber zufrieden, und tastete nach der Klingel.

Sie erriet seine Wünsche, wie immer, und hatte sie schon ausgeführt. Auf den ersten Ton der Glocke trat Eberhard mit seiner Mutter herein.

„Das Fräulein von Bernuth, unsre liebe, liebe Tochter, nimmt deinen Antrag an, mein Sohn," sagte der alte Mann mit einem leisen Beben in der Stimme, „hüte sie gut!"

Eberhard trat näher und reichte dem Vater die Hand, der sie mit der Annemaries mühsam vereinigte. Ein glücklicher Zug flog über das Gesicht des Sterbenden.

„Ich weiß euch beide gut versorgt," sagte er mit verlöschender Stimme, „du wirst sein Glück werden, Annemarie!"

Das neue Brautpaar stand wortlos an dem Lager. Annemarie blickte durch ihre Thränen scheu zu Eberhard auf — ein ernster Blick traf sie, er faßte ihre Hand fester und zog sie ritterlich an seine Lippen.

Aber das sah der alte Mann nicht mehr. Die Erfüllung seines höchsten Wunsches hatte ihn

in den tiefsten Schlaf gewiegt — in den letzten Schlaf!

* *
*

Die Beerdigung des alten Barons war vorüber, und mit demselben Tage war der Spätherbst eingekehrt. Ein leiser, unablässiger Schauer von welkem Laub rieselte von den Bäumen nieder; hier und da wiegte sich ein einzelnes Blatt wie ein träger, goldner Schmetterling in der matten Herbstluft und fiel dann langsam und müde zur Erde.

Das Brautpaar ging nebeneinander durch die Parkwege. Keines von beiden sprach, obwohl sie zum erstenmal allein waren, seit jenem Abend, wo die sterbende Hand des alten Herrn ihre Hände zusammengefügt hatte.

Annemarie sah durchsichtig blaß aus in den düstern Trauerkleidern, das goldbraune Haar, das sich dicht um ihre Stirn legte, schien fast zu schwer für das zarte, schmale Gesicht. Die anstrengende Pflege der letzten Zeit rächte sich jetzt, wo keine Sorge und Aufregung mehr die Anspannung aller Geistes- und Körperkräfte forderte.

Eberhard hatte erst die Augen auf den Boden geheftet und sah nun auf das Mädchen neben sich.

Das brüderliche Gefühl, das er von jeher für sie gehabt, erwachte von neuem. In wessen Pflege hatte sie ihre rosige Frische eingebüßt? Er blieb stehen.

„Ich habe dir noch nicht gedankt, Annemarie!"

Sie sah ihn fragend an.

„Du hast meinen Vater so treu gepflegt!" fügte er mit wankender Stimme hinzu, und seine Augen wurden feucht.

Annemarie faltete schüchtern die Hände um seinen Arm.

„Dafür dankst du mir?" fragte sie mit ausbrechenden Thränen, „war er nicht auch der meine?"

Sie legte den Kopf an seine Schulter und weinte ein paar Augenblicke fassungslos, wie er sie nie hatte weinen sehen. Es ging ihm in dem Augenblick eine dunkle Ahnung durch die Seele, daß sie noch andres beweine wie den Tod des Pflegevaters, und er strich fast zärtlich mit der Hand über ihr Haar.

„Sei ruhig, Annemarie!" sagte er halblaut, „du hast ja mich!"

Sie blickte auf.

„Ach, Eberhard, es ist alles so fremd und so schnell gekommen! Ich wußte ja nie, daß du mich lieb hast!"

„Das wußtest du nicht?“ gab er vorwurfsvoll zurück, während ein dumpfer Schmerz in ihm sagte, daß diesem Kinde mehr Unrecht geschehen sei als ihm, „sind wir nicht immer wie Geschwister gewesen?“

„Das sind wir,“ sagte sie und trocknete ihre Thränen, „aber so — aber fürs ganze Leben — das ahnt' ich nie!“

„Finde dich darein!“ sagte er ernsthaft, „denke nicht so viel nach — du hast die letzten Augenblicke dessen durch deinen Entschluß erhellt, der dich liebte wie sein eigen Kind, das sage dir immer!“

Sie blickte plötzlich mit einer Mischung von Stolz und Zärtlichkeit in sein schönes Gesicht, dann errötete sie tief und dunkel.

„Denkst du denn, ich hätte es nicht gern gethan?“ flüsterte sie fast unhörbar und senkte den Kopf. „Ach, Eberhard — mein einziges Bedenken war, ob ich denn je verdienen könnte, so grenzenlos glücklich zu sein!“

Er beugte sich tief erschüttert zu ihr nieder und küßte ihre klare Stirn.

„Armes Kind!“ sagte er mit einem schwermütigen Lächeln, „seit wann hast du dir aus mir solch einen Helden gemacht?“

„Seit ich denken kann, Eberhard!“ sagte sie fest, „hast du's denn nie gewußt?“

„Armes, gutes Kind!“ sagte er nur noch einmal.

* * *

„Gedenke mein, gedenke mein!
Gott, wenn du mich vergessen könntest!“
Sie sprach's — ich sah sie ihre Hand
Voll Angst an ihre Schläfe pressen.
Er sah die Sterne träumend an
Und dachte: „Könnt' ich sie vergessen?“

Düringsfeld.

Fast ein Jahr war hingegangen, Eberhard hatte kurz nach dem notwendigsten Ordnen seiner Angelegenheiten Rotmühl verlassen und sich zu seinem Freunde, dem Grafen Bergh in Rheinpreußen begeben, um dort mit fieberhaftem Eifer die Landwirtschaft zu lernen. Sein Abschied vom Regiment war angesichts der Verhältnisse anstandslos bewilligt worden, er hatte seine Trauer zum Grunde genommen, um ohne persönliches Lebewohl zu gehen, es wäre ihm sonst zu schwer geworden!

So schied er aus dem Kreise, in welchem er so lange als erster Stern geglänzt hatte, ziemlich ohne Sang und Klang. Zuerst schrieb ihm noch dieser und jener Kamerad, dann hörte auch das

auf, und wenn er nach wie vor die Avancementsverhältnisse des Regiments mit regstem Anteil verfolgte, so durfte er doch kaum annehmen, daß man ihm dies Interesse heimzahle. In dem lauten, drängenden Treiben der großen Welt kann man sich nicht lange nach dem umsehen, den das Leben in der oder jener Form vom Schauplatz gezwungen hat.

Das sagte sich Eberhard mit leiser Bitterkeit, als er nach fast Jahresfrist wieder in Rotmühl eingelebt war, wo er zum erstenmal seine eigne Ernte geleitet und die erworbenen Kenntnisse praktisch verwertet hatte. Das Leben daheim wollte ihm gar nicht — aber auch gar nicht behagen! Früh bei Tagesanbruch war er schon draußen auf dem Felde, kam müde und zerstreut zur frühen Mahlzeit wieder heim und ging nach Tisch abermals hinaus, um die Leute bei dieser oder jener Arbeit zu beaufsichtigen.

Abends war er dann matt und abgespannt, und wenn er mit geschlossenen Augen im Schaukelstuhl lag und Mutter und Braut aus Schonung für ihn jedes überflüssige Wort vermieden und still mit ihren Handarbeiten neben ihm saßen, dann fühlte er oft einen so grenzenlosen Durst nach Anregung von außen, daß er hätte verzweifeln können.

Seine Verlobung mit Annemarie war noch nicht bekannt gemacht worden. Erst hatte man das Trauerjahr abwarten wollen, und als er vor Ablauf dieser Frist nach Hause kam, hielt seine Mutter es für richtiger, daß die Veröffentlichung des zwischen Sohn und Nichte bestehenden Verhältnisses erst kurz vor der Hochzeit stattfinde.

Eberhard nahm diese Bestimmung mit einem gleichgültigen Achselzucken hin, und Annemarie hatte, seiner Ansicht nach, überhaupt keinen Willen, sie that und unterließ blind alles, was er wollte oder nicht wollte — und das war es, was ihn manchmal so ungeduldig werden ließ.

Eberhard hatte heut nach einem anstrengenden Tage sich's bequem gemacht und plauderte mit den Damen, als der Bediente die Posttasche brachte. Annemarie, die sich das Aufschließen derselben und das Verteilen der Briefe stets zum besondern Vergnügen machte, war eifrig damit beschäftigt.

„Hier, Eberhard!“ rief sie und blickte fröhlich zu ihm auf, „ein Brief für dich!“

Eberhard nahm den Brief mit jener leichten Erregung in Empfang, die uns so leicht übermannt, wenn wir uns nach einer Abwechselung sehnen und

doch nicht so recht wissen, von wo wir sie erwarten können. Sein Gesicht erheiterte sich, als er die wenigen Zeilen überflog.

„Maaßen meldet sich an!" sagte er, den Brief zusammenlegend, „ihr wißt, mein alter Rittmeister! Der Brief ist verspätet eingetroffen; ich muß eilen, wenn ich noch zur Bahn will, er kommt um 5 Uhr 20 Minuten!"

Rasch und lebhaft zog er die Klingel.

„Anspannen!" rief er dem eintretenden Diener entgegen.

Er verabschiedete sich bei seiner Mutter und küßte Annemarie die Hand.

„Auf Wiedersehen, Fräulein Cousine!" sagte er lächelnd, dann eilte er hinaus, und nach wenigen Augenblicken hörten die Zurückbleibenden das Fortrollen des Wagens.

Es erwies sich, daß er nicht eine Minute zu früh aufgebrochen war, denn in demselben Augenblick, als sein Wagen um die Biegung der Landstraße fuhr, hinter der der kleine Bahnhof liegt, sauste auch der Zug heran. Die beiden Rappen warfen unruhig die Köpfe zurück, spitzten die Ohren und setzten sich in rasenden Galopp.

Als sich der Zug verlangsamte und der gedehnte gellende Pfiff der Lokomotive durch die Luft schnitt, stiegen die Pferde kerzengerade in die Höhe, aber mit einem einzigen Ruck riß sie Eberhard zurück, und die Tiere standen wie festgebannt, nur durch heftiges Schnauben und Scharren ihr Unbehagen kund gebend.

Eberhard warf einem Arbeiter die Zügel zu und trat, von seinem kleinen Diener gefolgt, auf den Perron hinaus, um die Ankommenden in Augenschein zu nehmen.

Das Publikum, welches den Zug erwartete, hatte mit Interesse die Scene beobachtet, und eine alte Dame, die gerade, mit Handgepäck beladen, sich nach dem Coupé begab, fragte den Zugführer: „Wer ist der Herr?"

„Der Baron Aldenhofen auf Rotmühl," erwiderte der Mann, „der versteht's mit Pferden umzugehen."

Die Dame nickte einverstanden und nahm ihren Platz ein. Der Zugführer lachte vor sich hin, als sie sich noch einmal zum Fenster herauslehnte, um nach dem Rosselenker zu spähen.

„Das wäre doch auch die erste Frauensperson, jung oder alt, die sich nicht nach dem umgesehen

hätte," sagte er halblaut und ging an seine Beschäftigung.

Eberhard hatte inzwischen gefunden, was er suchte. Mit raschen Schritten trat er auf den Rittmeister zu, und beide begrüßten sich aufs herzlichste.

„Also hast du meinen Brief doch noch zur rechten Zeit bekommen?" fragte der neue Ankömmling, während sich der Diener mit seinem Gepäck zu schaffen machte.

„Im letzten denkbaren Augenblick!" erwiderte Eberhard, „du bleibst doch ein paar Tage bei uns, Maaßen?"

„Auf eine Nacht!" sagte der Rittmeister, „wenn du mich so lange behalten willst, ich habe 45 Tage Urlaub und will einen Teil der Zeit nach Ostende, dort soll es jetzt sehr amüsant sein!"

Sie hatten bei den Worten den Wagen erreicht, und Eberhard stand einen Augenblick still.

„Nach Ostende!" sagte er dann vor sich hin, „kein übler Gedanke!"

Er schwang sich auf den Bock, den Gast durch eine flüchtige Handbewegung neben sich nötigend.

„Nun, komm doch mit!" sagte Maaßen, „du bist ja ein freier Mann!"

Eberhard zuckte die Achseln.

„Was würde wohl meine Braut dazu sagen?“ meinte er nachlässig.

„Verzeihung, Aldenhofen!“ sagte der andre lebhaft und nahm den Hut ab, „ich ahnte nicht, daß du solch ein liebenswürdiges Hindernis hast!“

Eberhard lachte kurz auf.

„Der Ausdruck ist gut!“ sagte er, „merke dir den für deinen eignen Brautstand, Maaßen!“

Er berührte die Pferde leicht mit der Peitsche, sie jagten wie im Sturm die Landstraße entlang.

„Aber es ist doch schmählich,“ bemerkte Maaßen nach einer Pause, während welcher er in das stolze Gesicht des Freundes geblickt hatte, „daß du deine alten Regimentskameraden über solche wichtigen Ereignisse im unklaren läßt!“

„Die Sache ist noch gewissermaßen Geheimnis,“ sagte Eberhard, „der einundzwanzigste Geburtstag meiner Braut soll abgewartet werden und dann Verlobungsfeier und Hochzeit ziemlich zusammenfallen. Die Verhältnisse gebieten es; meine Braut ist eine entfernte Cousine von mir und lebt ganz bei meiner Mutter.“

„Und du willst so bald heiraten?“ fragte

Maaßen, „wie wird es mit deiner Carriere? Ich dachte immer, du trätest noch einmal ein!“

„Nein,“ sagte Aldenhofen kurz, „das thue ich nicht, ich baue meinen Kohl. Im Regiment hat ein Aufrücken stattgefunden, und so ist uns allen gedient.“

„Du sprichst nicht sehr hoffnungsfreudig von deiner Zukunft!“ meinte Maaßen nachdenklich.

„Dazu habe ich trotzdem alle Ursache, wie du dich überzeugen wirst,“ erwiderte Eberhard rasch, „siehst du, dort liegt Rotmühl!“ unterbrach er sich und wies mit dem Peitschenstiel hinüber, „dort hast du dir künftig deinen alten Kameraden als Gutsherrn vorzustellen — alle Jahr ein paar Pfund Körpergewicht mehr und eine Portion Leichtsinn weniger!“

„Nun, das Letztere könnte nichts schaden!“ meinte Maaßen gutmütig und klopfte dem Freunde auf die Schulter.

„Wir wollen durch den Park fahren,“ sagte Eberhard, statt jeder andern Antwort, „die Damen werden auf der Terrasse sein!“

Der Wagen sauste jetzt um eine scharfe Wegbiegung durch das Rotmühler Parkthor mit den Sandsteinpfeilern und über den stäubenden Kiesweg,

dann fuhr er im elegantesten Bogen die Auffahrt hinauf und hielt vor der Terrasse. Die Baronin saß dort allein bei ihrer Arbeit und begrüßte den Gast mit der ihr eignen, etwas zaghaften Förmlichkeit, welche ihr stets auf den ersten Blick das Gepräge jener Unsicherheit gab, die ihr ganzes Wesen beherrschte.

Während Eberhard nach Erfrischungen klingelte, erzählte Maaßen allerlei aus ihrer gemeinsamen Vergangenheit und aus dem Leben der Residenz, und die Mutter hörte mit Entzücken und unverhohlener Bewunderung von den Tollheiten berichten, durch die ihr Sohn sich hervorgethan hatte.

Eberhard saß nachdenklich. Nach einer Weile nahm er das Wort.

„Wo ist Annemarie?“ fragte er unvermittelt.

„Sie ging noch ein Stück Wegs mit Ulrich Bühl,“ sagte die Mutter, „sie wollte einen Krankenbesuch im Dorfe machen und über die Heide zurückkommen.“

Eberhard erhob sich.

„Ich werde ihr, mit eurer Erlaubnis, ein paar Schritte entgegengehen!“ meinte er, „Maaßen, erzähle doch inzwischen der Mama von unsrem Ostender Plan!“

„Du willst mit?“ fragte Maaßen überrascht.

„Ich denke!“ sagte Eberhard leicht, „schildere meiner Mutter den Aufenthalt recht schön, aber ungefährlich — hörst du wohl, Maaßen, ganz ungefährlich — sie ängstigt sich sonst, daß ihr großer Junge zu Schaden kommt, nicht wahr, Mama?“

Er küßte seine Mutter lachend auf die Stirn und ging die Treppe hinab, durch den Garten nach der Heide, über die es schon abendlich zu wehen begann.

Eins jener unbestimmten Gefühle, die wir nicht hervorzurufen und nicht zu bannen vermögen, aber denen wir stets trauen dürfen, warnte ihn vor der Ostender Reise — so großen Reiz der Gedanke anderseits für ihn hatte. Erst jetzt, wo er im Begriff stand, die Heimat auf eine Weile zu verlassen, empfand er so recht, mit wie starken Banden er trotz allem und allem an dieselbe geknüpft war. Er überlegte einen Augenblick, ob er recht thäte, dieser sonnigen Atmosphäre zu entfliehen, die, wenn sie auch nicht berauschend war, ihn doch mit so warmer, herzlicher Sicherheit umgab — aber gleich darauf warf er den Kopf zurück. „Ach was — nur nicht sentimental!“ sagte er vor sich hin, „das alles bleibt mir sicher, ob ich auch draußen 'mal ein

paar Wochen die Flügel rege, man verlernt ja das Fliegen!"

Wie eine Antwort auf seine Gedanken erhob sich da eben eine Lerche in die klare Luft, schoß wie ein Pfeil empor, stand einen Augenblick über seinem Haupt und verlor sich dann im dämmernden Blau des Abendhimmels.

Er stand und sah ihr nach, während ein lustiges Lächeln über sein Gesicht flog.

„Vorwärts!" sagte er halblaut.

Annemaries schlanke Gestalt kam jetzt hinter ihm, ohne daß er es bemerkte, über die Heide. Sie ging zierlichen Schrittes durch das kurze, kräftig duftende Gras. Ihren Strohhut hatte sie abgenommen und an den Arm gehängt, er war fast bis an den Rand mit Thymianblüten gefüllt, und von Zeit zu Zeit bückte sie sich, um noch ein Stengelchen dazu zu pflücken. Jetzt hatte sie ihren Vetter erreicht und hielt ihm die kleinen Hände voll Heideblüten ans Gesicht.

„Wie das duftet, nicht wahr?" sagte sie fröhlich.

Er antwortete nicht gleich, seine Gedanken waren noch zu weit von hier.

„Was fehlt dir?" fragte sie erstaunt und trat einen Schritt zurück.

Er faßte ihre beiden Hände und sah ihr mit seinen sprechenden Augen ins Gesicht. „Allerlei, Annemarie!“

„Und kannst du mir's nicht sagen?“ bat sie zärtlich.

„Du wirst am Ende böse werden!“ sagte er scherzend.

„Glaubst du?“ gab sie schelmisch zurück, „dann muß es ja etwas Schreckliches sein, was du auf dem Herzen hast!“

„Maaßen ist gekommen!“ begann er, indem er einen Feldstein vom Boden nahm und aufmerksam betrachtete.

„Und?“ fügte sie fragend hinzu, während sie ihm lächelnd ins Gesicht sah.

Er erhob, ehe er antwortete, den Stein, zielte und warf ihn mit aller Wucht nach einem entfernt stehenden Stamme, von dem er abprallte und zu Boden fiel.

„Er geht nach Ostende,“ fuhr er dann in gleichgültigem Ton fort, „und hat mich so halb und halb überredet, ihn zu begleiten!“

„Und du willst gehen?“ fragte sie rasch.

„Ich denke!“ erwiderte er, „natürlich, wenn du mir Urlaub giebst, gestrenge Herrin!“

„Ich?“ sagte sie traurig, „ach — ich!“

Sie verstummte und bückte sich nach einer Blume. Als sie wieder aufsah, hatte sie Thränen in den Augen.

Eberhard faltete seine Stirn; der erste Augenblick, wo sich Annemarie, wenn auch schweigend, nicht ganz und sofort in seine Wünsche fand, war ihm unbequem.

„Überlege einmal, weshalb du weinst!“ sagte er kurz. „Ist es etwas Unerhörtes, daß ein Mann sich nach einem Jahr voll ungewohnter Arbeitslast und Quälereien einmal ganz herausreißen möchte, nur auf ein paar Wochen?“

„Das ist es nicht!“ sagte sie stockend.

„Und was sonst?“ fragte er ungeduldig.

„Ich denke, du könntest mich vergessen!“ sagte sie zaghaft.

Er sah sie einen Augenblick nachdenklich an, nur einen Augenblick!

„Denke nicht solche Dinge, Annemarie, das ist ja nutzlose Selbstquälerei,“ sagte er dann so hastig, als wollte er sein unwillkürliches Zögern vergessen machen, „aber wenn du die Sache so schwer nimmst, dann lasse ich sie eben fallen —

man wird ja auch ohnedies in den Winter hinein kommen!"

Er köpfte mit seiner Reitgerte ein paar weiße Blumen am Wege und sah finster vor sich nieder.

„Nein," sagte Annemarie jetzt ruhig und hob den Kopf in die Höhe, „du hast recht, es war kindisch von mir! Aber in dem Augenblick, — du mußt mich nicht auslachen! — in dem Augenblick, als du von der Reise sprachst, sagte etwas in mir ganz deutlich und laut: Ihr seht euch nicht so wieder, wie ihr euch trennt!"

„Wer wird Ahnungen haben!" rief er fröhlich — er war seiner Sache nun schon sicher — „oder laß es wahr sein, — du siehst mich vielleicht anders wieder: erfrischt, angeregt und gewiß liebenswürdiger, als ich es jetzt bin — denn bin ich's immer? gesteh es, Annemarie!"

Sie lachte durch ihre Thränen.

„Nein, immer nicht," sagte sie, mit einem Versuch zu scherzen, aber mit tiefem Ernst setzte sie hinzu: „Das wäre auch zu viel, dann wäre ich zu glücklich!"

Er legte leicht den Arm um ihre Schulter.

„Ich wollte, du wärst mir nicht so gut!" sagte er nachdenklich, „ich verdiene es gar nicht!"

Sie schauerte leicht zusammen und zog ihr Tuch fester um die Schultern.

„Was hast du?“ fragte er besorgt und bückte sich, um ihr ins Gesicht zu sehen.

„Die Sonne ist untergegangen!“ erwiderte sie nur.

Abends am Theetisch hatte Annemarie ihre gewöhnliche, anmutige Heiterkeit schon wieder gefunden. Sie wirtschaftete mit der zierlichen Geschäftigkeit, die ihr so gut stand, zwischen Tassen und Tellern herum, während sie auf die neckenden Bemerkungen Eberhards immer eine muntere Antwort hatte und dem Rittmeister Maaßen mit der größten Aufmerksamkeit zuhörte, wie er den Reiseweg beschrieb, der schon am nächsten Morgen seinen Anfang nehmen sollte. Keiner merkte, wie weh ihr das Herz that — und keiner sollte es merken!

Maaßen war aufs höchste entzückt von der Braut seines Kameraden. Immer wieder suchten seine Blicke ihr liebes, ernstes Gesicht, und er fand innerlich, daß Eberhard ein fabelhaftes Glück mache und ein blinder Thor sei, wenn er es nicht zu schätzen wisse.

* * *

Als die beiden Herren draußen auf der Terrasse noch im Mondenschein eine Zigarre rauchten, legte Maaßen dem Freunde die Hand auf die Schulter.

„An deiner Stelle bliebe ich doch hier, Aldenhofen," meinte er heiter.

Eberhard lachte.

„Ich ziehe es vor, wieder zu kommen!" sagte er und wandte sich nach dem Gartensaal, „leistet ihr uns nicht ein wenig Gesellschaft, Mamachen? Es ist ein göttlicher Abend!"

Die Baronin zögerte und schwankte, ihrer Gewohnheit nach, noch einige Minuten, dann erschien sie mit Decken und Fußkissen und richtete sich auf dem Balkon ein. Maaßen, der sich durch seine Bewunderung Eberhards sehr bei ihr in Gunst gesetzt hatte, wurde neben sie gewinkt — er sah mit einem etwas enttäuschten Gesicht dem Brautpaar nach, das auf dem mondhellen Platze vor der Treppe langsam auf- und abschritt.

„Übermorgen sehe ich, wenn das Glück gut ist, den Mond auf der See blitzen!" sagte Eberhard nach einer Pause.

„Freust du dich?" fragte sie leise.

Er blieb stehen und sah sie an. Sein schönes

Gesicht hatte im Mondlicht etwas eigen Strahlendes.

„Siehst du es nicht?“ gab er zurück.

Sie ließ ihre Augen einen Augenblick tief in den seinen ruhen.

„Ja — ich sehe es!“ sagte sie dann gedankenschwer.

* * *

Die Reunion im Kursaal von Ostende war heut zahlreich besucht. Feucht und kühl wehte draußen die Abendluft, es schien, als habe sich alles Licht und alle Wärme in die strahlenden Räume da drin geflüchtet, wo ein buntes Gewirr kosmopolitischer Gestalten sich nach den Klängen des Orchesters bewegte.

Unter einer Gruppe Palmen und ausländischer Blattpflanzen, gerade dem Eingang gegenüber, saß eine Gesellschaft beisammen. Eine ältere Dame, deren Anzug ein seltsames Gemisch von kleinstädtischer Geschmacklosigkeit und Pariser Schick verriet, sah mit verschlafenen Augen auf die Menge und nickte von Zeit zu Zeit ein, um dann erschrocken aufzufahren und sich umzusehen, ob keiner in ihrem Kreise diesen Verstoß gegen die Etikette bemerkt habe.

Das schien aber nicht der Fall zu sein, — man hatte Besseres zu thun, als auf die Ermüdete acht zu geben. In einem Sessel zurückgelehnt, lag ein schlankes Mädchen und sah mit gleichgültigem Blick über die Menge, hier und da ein paar Worte oder ein zerstreutes Lächeln zu dem Kreis von Kavalieren hinüber werfend, der sie wie ein Hofstaat umgab. Sie hatte ein blasses, südlich scharf geschnittenes Gesicht von wahrhaft wundervoller Schönheit, in dem ein paar Unregelmäßigkeiten noch als besonderer Reiz auffielen; eine fast zu kurze Oberlippe, unter der die weißen Zähne auch im Schweigen hervorblickten, und wie mit dem Pinsel gezeichnete kohlschwarze Augenbrauen, die so hoch über den großen spanischen Augen standen, daß sie dem Gesicht einen beständigen Ausdruck leidenschaftlicher Frage gaben, der in seltsamem Widerspruch mit der müden Gleichgültigkeit ihrer Bewegungen stand.

Auf die Versuche der sie umgebenden Ritterschar, dem Mädchen einige Teilnahme an der Unterhaltung abzugewinnen, schien sie kaum zu achten, — nur ein Mann unmittelbar neben ihr, der auf einem niederen Taburett ihr fast zu Füßen saß, konnte sich hin und wieder eines kurzen Blickes oder

eines flüchtigen Lächelns rühmen. Er hielt einen riesigen, dunkelroten Federfächer in beständiger Bewegung, um seine Nachbarin gegen die Hitze im Saal zu schützen, die mit jeder Minute zu steigen schien.

Die Erscheinung dieses Mannes war in ihrer Art auch beachtenswert. Er hatte ein verwittertes, wenn auch nicht altes Gesicht, helle Falkenaugen, ganz kurz gehaltenes Haupthaar und einen langen, rötlichen Schnurrbart, der einem Landsknecht aus dem dreißigjährigen Kriege Ehre gemacht hätte. Auf den ersten Blick erkannte ein jeder in ihm den vornehmen Mann — auf den zweiten den Abenteurer, und beides mochte wahr sein.

Er erzählte und sprach unaufhörlich zu dem wunderschönen Mädchen, welches nicht umhin konnte, von Zeit zu Zeit zu seinen Bemerkungen leise aufzulachen, ein eigentümliches, silberhelles Lachen ohne viel Herz darin.

Dann ließ sie ihre Augen wieder im Saal umherschweifen, um sie, wie gelangweilt, halb zu schließen, wenn keiner der Anwesenden ihrer Beachtung wert schien.

Eben jetzt setzte die Musik mit einem feurigen,

ungarischen Tanz ein, und mit den ersten Takten der fremden Weise trat Eberhard Aldenhofen in den Saal. Selbst hier, wo so viel Schönheit und Eleganz in einem Raum vereinigt war, fiel er allgemein auf, wie er sich in seiner schlanken Größe an den Pfeiler des Saales lehnte und das Gewühl beobachtete.

Er war eingetreten, wie er von einer Segelfahrt kam, in einer Joppe von derbem englischen Stoff, mit einem offenen, zurückgeschlagenen Kragen und einem farbigen Tuch darunter geschlungen; er hatte vielleicht nie hübscher ausgesehen und nie gleichgültiger gegen diese Thatsache.

Das schöne Mädchen unter der Palmengruppe bog den Fächer, den ihr Nachbar unermüdlich neben ihr bewegte, ungeduldig mit der Hand zur Seite.

„Hören Sie auf, Hasperg!“ sagte sie kurz.

„Und warum?“ fragte der Angeredete.

„Sie verderben mir die Aussicht!“

„Vor zehn Minuten erklärten Sie doch, daß im ganzen Saal nichts und niemand des Ansehens wert sei!“ erwiderte Hasperg lachend, aber in scharfem Ton.

„In weitern zehn Minuten werde ich es viel-

leicht wieder sagen," gab sie nachlässig zurück, nahm ihm den Fächer aus der Hand und faltete ihn zusammen, während sie sich mit dem Kinn darauf stützte.

Er lehnte sich zurück, indem er in Gedanken versunken seine Augen auf ihrem zierlichen Profil ruhen ließ.

Sie zuckte unwillig die Achseln.

„Sehen Sie mich nicht an!" sagte sie herrisch.

„Daran müßten Sie doch nachgerade gewöhnt sein!" antwortete er in etwas gereiztem Ton.

„Eben deshalb!"

Nach einer kurzen Pause erhob sie den Kopf und lächelte ihm zu. Er verzog keine Miene.

„Was wollen Sie, daß ich thun soll?"

„Warum denken Sie, daß Sie etwas thun sollen?" fragte sie überrascht.

„Weil Sie nie liebenswürdig gegen mich sind, außer, wenn Sie etwas von mir wollen!" sagte er mit einem Anflug von Überdruß.

„Zur Strafe will ich nun wirklich etwas! Sehen Sie den großen, blonden Mann dort an der Thür?"

Er warf einen Blick hinüber.

„Ich sehe mindestens zehn große, blonde Männer!“ sagte er, ohne seine Stellung zu verändern.

„Ja, — aber nur einen, der wert ist, gesehen zu werden — der — am Pfeiler! Das Original des hübschen Bildes von Lord Byron, das Sie mir schenken mußten, und das Sie dann vor Wut und Eifersucht zerrissen, weil es immer auf meinem Schreibtisch stand.“

„Es war wohl das einzige, was Sie von Lord Byron wußten, Carmen,“ sagte er mit fast unmerklicher Geringschätzung in der Stimme, „daß er auf dem Bild ein hübsches Gesicht hat.“

„Möglich!“ gab sie ungestört zurück, „was sollte es mir denn auch in Zukunft nützen, wenn ich mehr von ihm wüßte? Gelehrsamkeit bei einer Schauspielerin zweiten Ranges wäre wohl etwas recht Überflüssiges — und ich habe nie Lust gehabt, Überflüssiges zu thun!“

„Sie brauchen ja nicht ‚Schauspielerin zweiten Ranges‘ zu bleiben!“ sagte er, während er sie finster ansah.

„O, freilich, ich könnte auch Gräfin Hasperg werden und mit Ihnen von einer Spielbank zur andern reisen. Seil tanzen statt Komödie spielen —

nein, dazu habe ich keinen Mut! Und jetzt gehen Sie! Fragen Sie, wer mein Lord Byron ist, und bringen Sie ihn her zu mir!"

Er blieb regungslos, mit einem düstern, tückischen Ausdruck in den Augen.

Sie lachte ihn sorglos an.

„Wollen Sie nicht, will ein anderer!" sagte sie leicht, „haben Sie das noch immer nicht begriffen? Ich bitte, Andlau!"

Sie erhob den Fächer, um einen der andern Herren herbei zu winken, die sich inzwischen durch gemeinsames Gespräch über die Abgeschlossenheit des Paares getröstet hatten.

Hasperg faßte den Fächer mit so eisernem Griff, daß er zerbrach.

„Das werden Sie bleiben lassen!" knirschte er mit zusammengebissenen Zähnen und erhob sich langsam.

„Das ist amüsant!" sagte sie und lachte, „eben sahen Sie ganz aus wie ein Tiger, der zum Sprunge ansetzt — machen Sie das doch noch einmal!"

„Nehmen Sie sich in acht, Carmen!" sagte er drohend, „auch meine Geduld hat ihre Grenzen!"

Sie legte den Kopf zurück und sah ihn aus halbgeschlossenen Augen an.

„Nun, so gehen Sie doch, suchen Sie sich andre Gesellschaft!“

„Als ob Sie mich nicht nach zwei Tagen doch wieder zurückriefen,— haben wir's nicht schon erlebt?“ fragte er verächtlich.

„Und als ob Sie nicht nach zwei Tagen wieder kämen, wenn ich auch nur pfeife, und glückselig sind, meinen Fächer halten zu dürfen — haben wir's nicht schon erlebt?“ parodierte sie lachend. „Sie werden mir übrigens morgen einen neuen Fächer kaufen! Und nun fort, in drei Minuten weiß ich, wer der blonde Fremde ist!“

Sie beobachtete ihn mit einem belustigten Gesicht, wie er langsam und widerwillig aufstand und sich zum Gehen anschickte. Plötzlich blieb er stehen.

„Ich thu's nicht!“ sagte er verbissen, „machen Sie mit mir, was Sie wollen, — ich gehe nicht!“

„Nun, dann bleiben Sie!“ erwiderte sie gleichmütig und rief mit etwas erhobener Stimme „Herr von Andlau!“

Ein sehr blonder, junger Mann flog auf ihren Ruf herbei, während Hasperg finster zu Boden starrte.

„Sie befehlen?“ fragte Andlau.

„Sehen Sie dort den großen, blonden Herrn an der Thür? eben wendet er den Kopf — ja, ja, Sie sehen ihn!“

„Und was soll's mit ihm?“ frug Andlau neugierig.

„Sein Gesicht erinnert mich an einen alten Bekannten, — nicht wahr, Hasperg?“

Hasperg antwortete nicht.

„Und ich möchte wohl wissen, wer er ist, und ihn 'mal in der Nähe sehen,“ fuhr Carmen fort, „holen Sie ihn doch her!“

„Aber,“ begann Andlau etwas verlegen.

„Wenn Sie ‚aber‘ sagen, können Sie auch bleiben!“ rief sie, während ihre Augen zu funkeln begannen.

„Ich fliege ja, meine Gnädigste,“ sagte Andlau erschrocken, „ich fliege und bringe den Gewünschten zu Ihren Füßen!“

„Wenn Sie ihn nicht mitbringen, brauchen Sie selbst auch nicht wieder zu kommen!“ erwiderte Carmen und scheuchte ihn mit einer graziösen Handbewegung fort, „aber so gehen Sie doch!“

„Ein beneidenswerter Mensch!“ sagte Andlau, indem er sich entfernte, „der von Ihnen solcher Aufmerksamkeit gewürdigt wird!“

Sie erwiderte nichts.

Eberhard hatte inzwischen seinen Platz an der Wand aufgegeben und stand im Begriff, den Saal wieder zu verlassen, da ihm die schwüle Temperatur unangenehm war. Eben wandte er sich zur Thür, als ein Fremder ihn höflich mit dem unverkennbaren Ton der guten Gesellschaft anredete.

„Verzeihung — ich irre wohl — habe ich Herrn von Uhl vor mir?“

„Ich bedaure,“ sagte Eberhard artig, „es muß eine Verwechslung vorliegen!“

„Bitte tausendmal um Entschuldigung!“ fuhr der Fremde mit einer Verbeugung fort, „Herr von Uhl war ein früherer Regimentskamerad von mir.“

Eberhard wandte sich mit lebhaftem Interesse zu ihm.

„Sie sind Offizier?“

„Jawohl, beim —ten Regiment — gestatten Sie mir, mich zu nennen — von Andlau.“

„Freiherr von Aldenhofen,“ erwiderte Eberhard, „stand nicht ein Namensvetter von Ihnen bei den 3ten Ulanen?“

„Ganz recht, aber das ist eine andre Linie. Sie sind zur Kur hier, Herr Kamerad?“

„Nein, zum Vergnügen, und eben befriedigt von der Hitze. Ich stehe im Begriff, hinaus zu gehen.“

Er wollte sich Abschied nehmend verbeugen, als der andre ihn zurückhielt.

„Sie sind allein hier? Darf ich Sie vielleicht mit meiner Gesellschaft bekannt machen? Meist Kameraden!“

Eberhard zögerte.

„Offen gesagt, wollte ich nicht in irgend welche Beziehungen hier treten.“

„Sie thäten mir einen Gefallen,“ sagte Andlau und lachte etwas verlegen, „eine junge Dame, die der Mittelpunkt unsres Kreises ist, hat den Wunsch geäußert, Sie kennen zu lernen, und Sie wissen, was die Frauen wünschen“ —

Eberhard hatte sein hochmütigstes Gesicht.

„Eine junge Dame? aus der Gesellschaft?“

Der andre zuckte die Achseln.

„Ein dehnbarer Begriff — sind Sie so exklusiv? Man ist ja hier doch wie auf einem großen Maskenball. Übrigens rechnen viele Leute die Damen vom Theater zur Gesellschaft.“

„Ich nicht!“ sagte Eberhard ruhig, ging aber

langsam an der Seite seines neuen Bekannten durch den Saal.

„Die Betreffende erholt sich hier unter dem Schutze der üblichen alten Tante von ihren Studien!“ fuhr Andlau fort, „es verlohnt sich wirklich der Mühe, die Bekanntschaft zu machen; das schönste, launenhafteste und grausamste Geschöpfchen, das man sich denken kann!“

Eberhard lächelte etwas skeptisch.

„Ich bin nicht so leicht begeistert!“ sagte er.

Nach wenigen Augenblicken stand er mit Andlau vor der Gruppe unter den Palmen, und sein Begleiter stellte ihn vor.

„Sie haben befohlen, mein Fräulein!“ sagte Eberhard, ohne den Blick vom Boden zu erheben.

Das Mädchen antwortete nicht.

Eberhard blickte auf, und ein frappierter Zug flog über sein Gesicht, Carmen lächelte unmerklich und wies auf einen leeren Stuhl neben sich: „Wollen Sie nicht ein Weilchen bei uns bleiben?“

„Sie sind zu gnädig!“ erwiderte Eberhard kühl, „ich war eben im Begriff, die Hitze im Saal mit der kühlen Nachtluft zu vertauschen!“

Carmens schwarze, schmale Augenbrauen zogen

sich finster zusammen, sie wandte den Kopf zur Seite und sah Haspergs Gesicht, auf dem ein schlecht verhehlter Triumph lag. Sofort stand sie auf.

„Das ist ein ausgezeichneter Gedanke!“ sagte sie in ihrem harten Deutsch, „wir wollen auch etwas Nachtluft haben — ich wenigstens! Tante!“

Die angerufene alte Dame erwachte aus ihrem erquickenden Halbschlummer, schob sich mit einem energischen Ruck den Hut zurecht und schickte sich an, ihrer kleinen Tyrannin zu folgen, während Eberhard, dem jeder Vorwand abgeschnitten war, wollte er nicht wirklich unartig erscheinen, sich der Gesellschaft anschließen mußte und sich den übrigen Herren in aller Kürze bekannt machte.

Hasperg warf ihm einen finstern Blick zu, als er sich verbeugte.

Draußen war es schon still und finster, als man den Kursaal verlassen hatte.

Ganz in der Ferne schimmerte der Leuchtturm von Ostende über das Meer. Die Wogen drängten sich in breiten, schwärzlichen Massen an den Strand, zogen sich mit schluchzendem, grollendem Ton zurück und kehrten wieder, immer ein paar Fuß Terrain mehr erobernd. Die Flut hatte begonnen.

Einer der den Strand durchschneidenden schmalen Steindämme blieb noch unbedeckt vom Wasser und ragte schwarz und stumm ins Meer hinaus.

Die Gesellschaft hatte auf den Bänken Platz genommen, die den Damm entlang stehen, und niemand sprach; ab und zu trug der Wind ein paar Takte der schwebenden Walzermelodie aus dem Kursaal herüber.

Carmen erhob sich plötzlich.

„Ich will auf den kleinen Steindamm gehen!“ sagte sie im Ton eines verwöhnten Kindes, „und einer von den Herren darf mich begleiten!“

Eberhard kreuzte die Arme auf der Brust und schien die Worte überhört zu haben. Hasperg stand mit einer gewissen Selbstverständlichkeit auf und schickte sich an mitzugehen, während die andern in lautem Stimmendurcheinander ihre Dienste anboten.

Carmen lachte und band einen weißen Spitzenschleier vom Halse, den sie zum Schutz gegen die Abendluft umgenommen hatte.

„Wer mein Tuch fängt, darf mitgehen!“ sagte sie und warf mit unnachahmlicher Sicherheit und Grazie den Schleier so, daß er Eberhard gerade

zu flog, der mit einem leicht ironischen „Kismet!“ die Hand öffnete und ihn festhielt.

Er verbeugte sich und stand auf. Carmen ging schweigend neben ihm her, die breite Treppe hinunter, welche direkt auf die kleine Mole mündete.

Unten angelangt, ließ sie sich auf den flachen Steinen am äußersten Ende des Dammes nieder, legte die Wange in die Hand und schien in Gedanken versunken. Der Mond stieg eben am Himmel auf und warf seinen blassen Schein auf das seltsam schöne Gesicht des Mädchens. Die Wellen rauschten geheimnisvoll und düster um sie her; ein leises, flüsterndes Brausen und Raunen war in der ganzen Welt, und am dunklen Himmel kam hier und da ein Stern heraus und funkelte unruhig und blitzend.

Eberhard sah Carmen fast gegen seinen Willen an — „gefährlich!“ sagte er innerlich, ohne Aufhören vor sich hin — er verband aber kaum einen Sinn mit dem Wort — es entsprach nur seiner ganzen Stimmung.

Carmen nahm den Hut ab. Der Nachtwind fuhr durch ihr kurzes, krauses Haar und wehte ihr ein paar dunkle Locken in die Stirn. Plötzlich wandte sie sich zu ihrem stummen Gefährten.

„Nun — ist es nicht wunderschön?“ fragte sie. Er blickte, wie selbstvergessen, in ihr Gesicht.

„Wunderschön!“ sagte er langsam, — aber er dachte nicht an das Meer.

Sie lächelte ihn halb schwermütig an, mit einem eigentümlichen, tiefen Ausdruck in den Augen.

„Und Sie wollten doch so ungern mit mir gehen!“ sagte sie dann.

Eberhard schwieg. Ihm war, als wenn sein Herz sich in eine der Meereswellen verwandelt hätte, immer höher, immer wilder, immer gefahrdrohender wogte und jedes Wort erstickte, das er hätte sprechen können.

„Ich gefalle Ihnen nicht!“ fuhr sie einfach und traurig fort, „ich weiß es wohl! ich bin aus einer andern Welt!“

„Was wissen Sie von meiner Welt?“ erwiderte er fast rauh.

Sie seufzte leicht.

„Nichts, aber ich fühle es doch — ein Mädchen fühlt immer mehr als sie weiß! — und Sie können mir nicht unrecht geben!“ fügte sie hinzu und ließ die Stirn wieder in die Hand sinken.

Er kam sich selbst unbegreiflich blöde und schwer=

fällig vor, daß er ihr nichts zu antworten vermochte, aber er fand kein Wort. Von dem Spitzentuch, das er noch immer in der Hand hielt, stieg ein süßer, betäubender Orangenblütenduft auf. Er verbarg plötzlich, ohne selbst zu wissen, was er that, das Gesicht darin. Eine Ecke des feinen Gewebes blieb an seinem Verlobungsring hängen. Mit einem leisen, knirschenden Ton riß der Faden. Er schauerte unwillkürlich zusammen und stand auf.

„Die Flut kommt immer näher!“ sagte er mit erzwungener Ruhe, „es ist besser, daß wir gehen!“

Eine große Welle, die eben zu ihnen hinauf schlug und Carmens schmalen Fuß benetzte, bestätigte diese Worte.

Sie blickte mit ihren monddurchleuchteten, schwarzen Augen zu ihm in die Höhe, wie er hochaufgerichtet vor ihr stand.

„Ich fürchte mich nicht!“ sagte sie, ohne ihre Stellung zu verändern.

„Aber ich!“ erwiderte er hart und bot ihr seinen Arm. Sie legte ihre Hand so leicht hinein, daß er sie kaum fühlte, und schritt schweigend mit ihm der Steintreppe zu.

An der untersten Stufe blieb sie stehen.

„Ich möchte wohl wissen, was Sie von mir denken!“ flüsterte sie und blickte zu Boden.

Er blieb gleichfalls stehen.

„Ich habe einmal ein altmodisches, französisches Buch gelesen,“ sagte er und brach plötzlich ab.

Sie stampfte mit dem Fuß.

„Sie wollen mir nicht antworten!“ rief sie heftig, „ich frage, wie Sie über mich denken, und Sie erzählen mir von alten Büchern.“

Er fuhr fort, als habe sie gar nicht gesprochen.

„Das Buch begann mit den Worten: il faut vous fuir, mademoiselle!“ fügte er mit tiefem Ernst hinzu und trat einen Schritt zurück, um sie vorbei zu lassen.

Sie ging eilig, ohne ein Wort zu erwidern, die Stufen hinauf. Er folgte ihr langsam, verabschiedete sich, wie in Gedanken versunken, von der übrigen Gesellschaft und suchte sein Zimmer auf.

Ein breiter Balkon, der an seinen Fenstern entlang lief, bot die Aussicht auf das Meer. Eberhard lehnte mit gekreuzten Armen an der eisernen Einfassung und sah in die schweigende Nacht.

Ein schwacher Orangenblütenduft war immer noch um ihn her. Er sah auf seine Hand; ein

paar Fäden von Carmens Spitzentuch hingen an dem scharfkantig geschliffenen Brillant seines Verlobungsringes.

Er löste sie los und machte eine Bewegung, als wollte er sie über den Balkon fort ins Meer werfen — dann legte er sie sorgfältig in sein Taschenbuch.

Die Wellen grollten und schäumten mit einem drohenden, schweren Ton. Der Mond schimmerte ruhelos und bleich auf dem Wasser.

* * *

Als Eberhard am andern Morgen zum Frühstück in den Speisesaal trat, fand er Maaßen schon vor, von dem er sich am Abend vorher einer anderweitigen Verabredung wegen getrennt hatte.

„Ich komme mit einer unangenehmen Nachricht," sagte der Rittmeister, „wenigstens für mich unangenehm, ich muß einem soeben erhaltenen Brief zufolge nach Hause. Die Hochzeit meiner Schwester ist schon am 5., und man würde es mir sehr übelnehmen, wenn ich dabei nicht zugegen wäre!"

Eberhard sah nachdenklich vor sich hin.

„Ich hätte Lust, mit dir zugleich abzureisen," sagte er.

„Das wäre charmant!“ erwiderte der andre lebhaft, „wir fahren ja fast einen Weg. Aber du wirst doch deinen Aufenthalt nicht meinetwegen abkürzen?“ setzte er fragend hinzu, als Eberhard nichts antwortete und mit verdüsterter Stirn zu Boden sah.

Bei diesen Worten des Rittmeisters blickte er auf.

„Nein!“ sagte er und legte dem Freunde die Hand auf die Schulter, „nicht deinetwegen, Maaßen, nicht deinetwegen! — nur um meiner selbst willen!“

Maaßen sah ihn überrascht an.

„Ist dir gestern abend etwas Unangenehmes begegnet, Aldenhofen?“ fragte er dann.

Eberhard bewegte verneinend den Kopf.

„Ja — nein — im Gegenteil!“ sagte er ein wenig unzusammenhängend, „aber es ist, glaube ich, besser, ich reise. Das lustige Leben verwöhnt mich zu sehr!“

„Du warst ja ein Muster von Solidität hier!“ lachte Maaßen, „wer dich so sprechen hört, würde wahrhaftig nicht denken, daß dein aufregendster Zeitvertreib in einsamen Bootfahrten mit mir bestanden hat!“

Eberhard schien ihn nicht zu hören.

„Nun,“ sagte der Rittmeister und stand auf, „dann brauche ich keinen Abschied von dir zu nehmen;

ich besorge meine Sachen und hole dich hier ab. Um 11 Uhr 15 Minuten geht der Zug nach Brüssel."

Eberhard sah einen Augenblick angelegentlich über den Damm, wo sich eben der bunte Strom der zum Baden Eilenden ergoß.

„Wir können uns ja auch am Bahnhof treffen!" sagte er dann, „ich war noch nicht in der See und möchte ein letztes Bad nehmen!"

„Also am Bahnhof!" sagte Maaßen und ging.

Eberhard verfolgte den Davonschreitenden mit den Augen, bis ihn die Menge in ihrem Gewühl unkenntlich machte. Ein fester Entschluß lag in seiner ganzen Haltung, wie er, die Hand zusammengeballt auf den Tisch gepreßt, vor sich hin murmelte: „Ich reise!"

Er gab Befehl, seine Sachen auf den Bahnhof zu schicken, bezahlte seine Rechnung und ging dann langsam den Damm hinunter, an dem Kursaal vorvorbei, um auf Umwegen sein Ziel zu erreichen.

Unten auf dem gelben Ufersand, den die Ebbe jetzt zum Lustwandeln und Muschelsammeln frei gab, gingen vereinzelte Gestalten.

Eberhard wandte den Kopf weg, um keine davon zu erkennen.

Da rief ihn eine glockenhelle Stimme an:

„Herr von Aldenhofen!"

Er blieb stehen — fast widerwillig zögernd — „ich muß mich wohl empfehlen!" sagte er vor sich hin, war in zwei, drei Sätzen die Treppe hinunter und stand neben Carmen.

Sie sah unaussprechlich liebreizend aus; die dunklen, wilden Haare offen um die Schultern flatternd, mit einem großen, wie launenhaft in eine seltsame Form gebogenen Strandhut, der Augen und Stirn tief beschattete und den kleinen, halb offenen Mund mit den blitzenden Zähnen nur um so leuchtender erscheinen ließ.

„Sehen Sie!" sagte sie lächelnd, ohne seine wortlose Begrüßung zu beachten, „ist das nicht hübsch?"

Sie hielt ihm auf der offenen Handfläche ein paar rosenrot gefärbte Muscheln entgegen.

Er nahm, ohne viel zu überlegen, ihre Hand mit samt den Muscheln und zog sie ungestüm an seine Lippen. Sie schien nicht im mindesten darüber erstaunt.

„Sind Sie ganz allein hier?" fragte er nach einer Pause.

„Ganz allein! ich habe meine Menagerie fortgejagt. Bei den meisten fällt das nicht schwer, aber Hasperg, mein großer Panther, wird jetzt manchmal widersetzlich — er muß wohl 'mal die Reitgerte haben!"

Sie legte den Kopf zurück und kniff die Augen leicht zusammen. Es lag ein grausamer Zug in ihrem schönen Gesicht.

„Ich amüsiere mich nie besser, als wenn er sich ärgert!" fuhr sie fort, „und was hat er sich gestern abend geärgert!"

Sie brach in ein helles, tolles Lachen aus bei der Erinnerung.

„In welcher Beziehung steht Graf Hasperg zu Ihnen?" fragte Eberhard hastig, gespannter auf die Antwort, als er es sich selbst zu erklären vermochte. Sein Herz schlug einen Augenblick so schnell, daß er es bis in den Hals hinauf fühlte.

„In der einfachsten von der Welt!" sagte sie ruhig, „er würde mich heute heiraten, wenn ich ja sagte!"

Eberhard sah finster auf sie herab.

„Und weshalb sagen Sie nicht ja?" fragte er in herbem Ton.

Sie sah ihn nachdenklich an; plötzlich stieg ihr das Blut langsam ins Gesicht.

„Ich weiß es nicht!“ erwiderte sie stockend.

Er ging ein paar Schritte von ihr fort und hob einige Muscheln von der Erde auf.

„Ich kam, um mich Ihnen zu empfehlen,“ sagte er steif, „ich habe mich entschlossen, heut mittag abzureisen.“

Sie wandte sich hastig nach ihm um und sah ihn mit großen erschrockenen Augen an.

„Heut mittag!“ wiederholte sie, wie verständnislos.

„Ja!“ sagte er kurz, „etwa in einer Stunde!“

„Und ich?“ fragte sie leise.

„Und Sie?“ gab er kalt zurück.

„Was werde ich denn hier anfangen?“ fuhr sie fort, und ihre Lippen zitterten.

Er zuckte die Achseln.

„Dasselbe, was Sie bis gestern abend anfingen!“ sagte er, „ich bin nicht anmaßend genug, um zu glauben, daß Sie eine mehr wie flüchtige Bekanntschaft in der Gesellschaft eines Mannes vermissen werden, der Sie heut heiraten würde, wenn Sie ja sagten!“

Sie sah ihn mit aufblitzenden Augen an.

„Eifersüchtig?“ fragte sie keck.

Er biß sich zornig auf die Lippen.

„Dazu hätte ich weder Recht noch Neigung,“ erwiderte er hochmütig.

Sie trat einen Schritt näher zu ihm und legte ihre Hand auf seinen Arm.

„Also ich bin Ihnen ganz gleichgültig?“

Er schwieg.

„Antworten Sie!“ rief sie befehlend.

„Als ob Sie's nicht besser wüßten,“ kam es ihm leidenschaftlich, wie gegen seinen Willen, von den Lippen — dann wandte er sich schnell ab, „ich muß fort; es ist die höchste Zeit!“

„Das ist nicht wahr,“ sagte sie ruhig und hielt ihm die Uhr hin, „Sie haben noch eine Stunde! Da — sehen Sie wohl? und diese Stunde gehört mir! wie können Sie so geizig sein, mir ein paar elende Minuten abzuschlagen?“

Er zögerte einen Augenblick.

„Was befehlen Sie zu thun?“ fragte er in gehaltenem Ton.

„Ich befehle,“ erwiderte sie, ihm nachahmend, „daß Sie mit mir auf die große Hafenbrücke gehen.

Ich will den Dampfer aus London ankommen sehen, und dann bringe ich Sie selbst zur Bahn, wenn Sie wollen — wenn Sie noch reisen, heißt das!"

In ihren Augen funkelte ein versteckter Triumph, der ihn reizte, ihr den Willen zu thun und doch dabei zu zeigen, daß sein Entschluß fest stünde.

Er verbeugte sich stumm und ging neben ihr her — fast jeder wandte den Kopf nach dem auffallend schönen Paar.

Als sie die große Brücke betraten, ging Carmen voraus bis ans äußerste Ende und lehnte sich auf das Geländer, indem sie in die See hinunter blickte. Es war ein grauer, trüber, wilder Tag, der weiße Gischt der Wogen spritzte bis zu ihnen herauf und zerstob in ohnmächtiger Wut an den Pfeilern der Brücke.

Nach einer Weile nahm das Mädchen das Wort, ohne ihn anzusehen.

„Wohin wollen Sie reisen?"

„In die Heimat!" erwiderte er nach einer kleinen Pause.

„Wie Sie das sagen: ‚in die Heimat'!" wiederholte sie gedankenvoll, „es muß doch etwas Eigenes darum sein!"

„Haben Sie kein Heimatgefühl?" fragte er.

„Nein — ich bin nie irgendwo heimisch geworden!“ gab sie gleichgültig zurück, „als kleines Kind schon wurde ich mit Koffern, Hutschachteln und Kammerjungfern von einem Hotel zum andern geschleppt. Daß zu den Koffern auch eine Mama gehörte, das habe ich selten gemerkt!“

„Was war sie?“ fragte Eberhard mitleidig.

„O — auch vom Theater!“ sagte Carmen ruhig, „oder wußten Sie nicht, daß ich bei der Bühne bin?“

„Ich hörte davon!“ erwiderte er kurz.

Sie sah ihn von der Seite an und lächelte traurig.

„Ja — meine Memoiren!“ nahm sie dann, wie sich besinnend, wieder das Wort, „nun, eines schönen Tages heiratete meine Mama zum zweitenmal — vielleicht auch zum erstenmal! — was weiß ich!“

Er zuckte unwillkürlich, wie verletzt zusammen.

Sie lachte hart auf.

„Ja — ihr in euren schönen Kinderstuben, mit Familien, wo alles nach der Schnur geht, ihr könnt euch freilich nicht denken, wie es möglich ist, daß ein Kind keinen Respekt vor seiner Mutter hat — es kommt aber manchmal vor, ich kann es aus Erfahrung versichern! Nun, und dem neuen Gemahl war die zehnjährige Tochter unbequem, da

kam ich in eine Pension — die war bald zu teuer — dann in eine andre, und inzwischen wurde ich meiner Mama zu groß und zu hübsch, — und nun hatte ich auf einmal sehr viel „Beruf" zur Kunst und wurde zum Theater gebracht. Die Tante, die Sie gestern bei mir gesehen haben, zog mit — nun waren ja alle Dehors gewahrt — und da haben Sie die Geschichte eines glücklichen Mädchens!"

Als sie bei diesen Worten in die Höhe sah, standen große Thränen in ihren wunderschönen Augen.

„Carmen!" sagte er halblaut und heftig, „nicht weinen — das kann ich nicht sehen!"

Sie lächelte ihn durch ihre Thränen an.

„Ich will nicht weinen!" sagte sie, „ich will lachen — so viel Sie wollen! aber versprechen Sie mir etwas!"

Der bittende, weiche Ton ihrer milden Stimme ließ ihn gänzlich dén Kopf verlieren.

„Was Sie wollen — mein Wort drauf!" sagte er hastig.

„Reisen Sie nicht ab!" flüsterte sie und hielt ihm ihre beiden, kleinen Hände hin.

Er faßte sie mit leidenschaftlichem Druck fest, aber es lag eine schwere Wolke auf seiner Stirn.

„Nun?“ fragte sie, da er schwieg, und sah unter dem großen Hut zu ihm auf.

„Sie haben mein Wort!“ sagte er finster.

„Aber so ernsthaft!“ gab sie zurück, während schon wieder der übermütigste Sonnenschein ihr Gesicht beleuchtete, „ist es Ihnen so unangenehm, noch ein Weilchen in meiner Gesellschaft zu sein?“

Er wandte sich ab.

„Ich wollte, es wäre so!“ erwiderte er mit einem tiefen Seufzer.

* * *

Es ging eine Woche nach der andern hin, seit Eberhard seine Abreise geplant und verschoben hatte — jetzt dachte er gar nicht mehr an Rückkehr!

Er war von früh bis abend mit Carmen und und ihren Begleitern zusammen. Das seltsame Mädchen, das gegen alle andern launenhaft bis zur kindischen Unart, gleichgültig bis zur Beleidigung war, ließ ihn nur die lieblichste, sonnigste Seite ihres Wesens kennen lernen, und wenn sie ihn oft durch Worte und Handlungen abstieß und verletzte, die ihm wieder aufs neue bewiesen, daß sie „einer andern Welt“ angehöre, so gewöhnte er sich mit der Schnelligkeit daran, die das Herab-

steigen in gesellschaftlicher Beziehung so bedenklich leicht macht.

An die Heimkehr und die Heimat dachte er selten — er hatte von jeher ein Talent gehabt, die Augen da zu schließen, wo er nicht sehen wollte, und sich unbequeme Fragen solange als möglich aus dem Wege zu schieben. Kam ein Brief von seiner Mutter oder Annemarie, so las er ihn flüchtig, nur auf die Thatsachen hin — für den leisen, sehnsüchtigen Ton, der durchklang, hatte er kein Ohr — er hörte nur das tolle Lachen Carmens, das solche sanften Laute erfolgreich zu übertönen vermochte.

Hätte ihn irgend jemand zu jener Zeit gefragt: „aber was soll daraus werden?“ so wäre diese Frage vielleicht dem Anruf gleichgekommen, der einen Schlafwandelnden aus seiner gefährlichen Sicherheit am Rande des Abgrundes weckt — er hätte den Fuß zurückgezogen — oder wäre hineingestürzt — aber es fragte ihn niemand — und er selbst fragte sich am allerwenigsten!

Heut war ein glühender Herbsttag, der von früh an mit Gewitter drohte.

Carmen lag in ihrem Hotelzimmer im Schaukelstuhl, die kleinen Füße in roten Schuhen; ein leichtes,

fremdartiges Gewand aus golddurchwirktem Schleierstoff gab ihr mehr als je das Ansehen einer entzückenden Zigeunerin. Sie hatte die Augen halb geschlossen und träumte bei herabgelassenen Jalousien in ihrer sonnengolddurchflimmerten Einsamkeit vor sich hin.

Die Zofe öffnete jetzt die Thür und meldete mit halblauter Stimme: „Graf Hasperg."

Das schöne Mädchen nickte kaum merklich mit dem Kopf, ohne sonst ihre Stellung im geringsten zu verändern, und auch als der Gemeldete eintrat, blieb sie regungslos liegen und sah nicht auf.

Er legte schweigend einen vollen Rosenstrauß in ihre Hände.

„Danke!" sagte sie kurz.

„Wie lange darf ich bleiben?" fragte er und zog einen kleinen Klaviersessel neben sie.

„Solange Sie mich ganz in Ruhe lassen und selbst nicht sprechen!" erwiderte sie nachlässig, „mir ist zu heiß für irgend etwas!"

„Und doch möchte ich Sie gerade etwas fragen," sagte er und warf ihr einen hastigen Blick zu.

Sie zog die Augenbrauen mit einem kläglichen Ausdruck in die Höhe.

„Haben Sie sich irgend welche Vorstellung gemacht, wie lange ich das Treiben der letzten vierzehn Tage noch mit ansehen werde?“ fragte er mit mühsam unterdrücktem Ingrimm.

Sie schüttelte den Kopf.

„Und warum nicht?“ fuhr er rascher fort.

Sie lachte. „Zu heiß!“ sagte sie träge.

„Nehmen Sie sich in acht, Carmen!“ sagte er durch die zusammengebissenen Zähne.

Sie richtete sich halb auf.

„Vor Ihnen?“ fragte sie mit spöttischem Nachdruck.

„Ja — vor mir!“ gab er ebenso nachdrücklich zurück.

Sie lachte wieder.

„Sie thun mir ja doch nichts!“ Und als halte sie das Gespräch für beendet, lehnte sie den Kopf in die Kissen zurück.

„Wie oft sind Sie wohl in den letzten Tagen mit Aldenhofen zusammen gewesen?“ sagte er nach einer Pause schnell atmend und zornig.

„Ich habe nicht gezählt!“ antwortete sie ruhig.

„Es war auch nicht zu zählen!“ brach er los, „und Sie erlaubten sich für niemand andern Augen

zu haben — mich — mich wie einen abgedankten Reitknecht zu behandeln — und dachten, ich würde mir das alles nur so gefallen lassen!“

„Ärgern Sie sich nur!“ sagte sie immer ganz gleichmütig, „Sie wissen, das amüsiert mich wenigstens!“

„Sie haben wohl gedacht, ich würde abreisen und Sie hier ungestört lassen?“ fuhr er fort, ohne ihren Einwurf zu beachten.

„Nein!“ erwiderte sie, bog sich vor und sah ihm freundlich in die Augen, „das wäre mir sogar sehr unangenehm gewesen!“

„Wirklich?“ fragte er halb besänftigt.

„Aber sicher! Sie sind das Prachtexemplar meiner Sammlung!“

„Weiter nichts?“

„Vorläufig nicht!“ sagte sie und lachte wieder ihr gefährliches Lachen.

„Wenn ich nur wüßte, was Sie eigentlich mit Aldenhofen wollen!“ bemerkte Hasperg nach einer Pause, während deren er sie mit einer Mischung von Zweifel und Befriedigung angesehen hatte.

Sie stützte das Kinn in die Hand und sah ihn nachdenklich an.

„Wenn ich's nur selbst wüßte!“ sagte sie ganz ernsthaft.

Hasperg stand auf und ging ein paarmal mit raschen Schritten auf und ab, dann blieb er plötzlich vor ihr stehen.

„Sie können doch unmöglich denken, daß er Sie heiraten wird!“ sagte er nachdrücklich.

In demselben Moment schnellte sie mit der Elastizität einer Damaszenerklinge aus ihrer lässigen, trägen Stellung auf und stand hochaufgerichtet, blitzenden Auges und totenblaß vor ihm. Die Rosen fielen zu Boden.

„Und warum nicht?“ fragte sie mit langsamem, schwerem Ton, „wüßten Sie einen Grund dagegen?“

Er trat wie eingeschüchtert zurück.

„Wüßten Sie einen Grund dagegen?“ wiederholte sie und that einen Schritt auf ihn zu, „sagen Sie ihn und danken Sie Gott, wenn Sie dies Zimmer lebend verlassen!“

„Carmen,“ sagte er beschwichtigend, „wozu nehmen Sie solche tragische Miene an? Ich weiß keinen Grund dagegen, — keinen einzigen — außer daß ein Mann in seiner gesellschaftlichen Stellung mit einem Mädchen, das so außerhalb seiner Kreise steht“ —

Er stockte und sah sie zögernd an.

„Weiter!“ sagte sie hart.

„Sich wohl ein paar Wochen inkognito amüsieren, aber sie nicht heiraten wird — selbst wenn er frei wäre!“ setzte er betonend hinzu.

„Wie meinen Sie das?“ fragte sie sehr rasch.

In Haspergs Augen lag eine düstere Entschlossenheit — man sah, er verschoß seinen letzten Pfeil.

„Er soll mit einer Cousine verlobt sein!“ sagte er langsam und bückte sich, um die Rosen aufzuheben.

Sie legte die Hände fest zusammen und biß sich auf die Lippen, aber sie hielt seinen Blick aus, ohne mit der Wimper zu zucken.

„Soll er das? Wie lustig! Nun wird die Sache erst interessant!“

Sie lachte hell auf und preßte einen Moment das Tuch an den Mund; sie hatte ihre kleinen Zähne so tief in die Lippe gegraben, daß ein Tropfen Blut hervorsprang.

„Sie sollten mich doch kennen, Hasperg,“ sagte sie dann sehr ruhig und in ihrem leichtesten Ton, „von allen Früchten der Welt sind mir die verbotenen immer am gefährlichsten gewesen! Bisher

habe ich mich nur mit Aldenhofen amüsiert, jetzt aber, wo Sie ihn hinter ein eisernes Gitter von Verlobungen nnd Verpflichtungen stellen, jetzt erst bekomme ich Lust, Ernst zu machen! Sie haben Ihren Trumpf an unrechter Stelle ausgespielt, mein lieber, alter Freund!"

„Und alles, was Sie mir seit zwei Jahren halb und ganz versprachen, zählt natürlich gar nichts?" fragte er dumpf. Sein Gesicht hatte sich bis zur Unkenntlichkeit verändert.

„Ganz recht!" sagte sie und lachte ihm übermütig ins Gesicht.

„Und mein ruiniertes Leben, meine ganz unwürdige Existenz, die wie ein schlecht behandelter Hund hinter Ihnen herschleicht und nichts Besseres verlangt, als Ihnen einmal die Hände unter die Füße zu legen" — seine Stimme wankte.

„Wir wollen doch ja nicht miteinander rechnen, Hasperg," sagte Carmen, „geben Sie mir meine Rosen wieder — Sie zerdrücken sie ganz — so — und nun seien Sie vernünftig! Sie wissen ja doch, daß wir uns zum Schluß des Kapitels gewöhnlich wieder vertragen! Es wird wohl auch diesmal so kommen — aber lassen Sie mir doch meinen Spaß

noch vierzehn Tage — viel länger wird's ja nicht dauern!"

„Ich kann nicht!" sagte Hasperg dumpf, „seien Sie gerecht, Carmen, ich habe Sie nie mit Eifersucht gequält, aber ich fühle, daß dieser Mensch Ihnen gefährlich ist, und das macht mich wahnsinnig!"

Sie nahm eine dunkelrote Rose zwischen die Zähne und sah ihn lachend an.

„Sie lachen!" fuhr er hastig fort, „Sie lachen ja immer — aber sagen Sie mir die Wahrheit — ist er Ihnen gefährlich oder nicht?"

Er faßte ihr Handgelenk, als wollte er es zerbrechen. Sie sah ihn furchtlos an.

„Ja!" sagte sie, „wie lange es dauert, weiß ich nicht, aber für den Augenblick." — Sie brach ab und sah auf die offene Balkonthüre nach der Straße; ein glückseliges, strahlendes Erröten flog über ihr Gesicht.

„Da geht er ja!" rief sie mit ersticktem Jubel in der Stimme, und wie beschämt über das Durchbrechen ihrer wahren Empfindung setzte sie leichtfertig hinzu: „Sehen Sie doch — begreifen Sie mich denn nicht? Ist er nicht wirklich sehr hübsch?"

Hasperg ließ ihre Hand los.

„Sehr!“ sagte er kalt, „aber er sieht aus, als wenn ihn einmal jemand erschießen würde!“

Carmen fuhr zurück, wie von einem Schlag getroffen, und wurde leichenblaß.

„Hasperg!“ rief sie im Tone grenzenlosen Entsetzens.

Er zuckte die Achseln und schwieg.

Sie trat, sich mühsam bezwingend, zu ihm und legte ihm die Hand auf die Schulter. Er sah nicht auf.

„Sie haben mich nur erschrecken wollen,“ sagte sie mit zitternder Stimme und so rasch sprechend wie ein Kind, das sich fürchtet und sich selbst Mut machen will, „Sie werden nichts thun — nicht wahr? Ich war sehr unartig, Hasperg — sehr — ich will Ihnen gern alles abbitten, wenn Sie's wollen — auf den Knieen abbitten!“ rief sie und stürzte ihm, ehe er es hindern konnte, mit einer unbeschreiblich leidenschaftlichen Bewegung zu Füßen.

Er bog sich zu ihr nieder und hob sie auf.

„So ängstigen Sie sich um ihn?“ fragte er bitter.

Sie legte die Hände zusammen, ohne ein Wort zu sprechen, und sah flehend zu ihm in die Höhe. Ihre Zähne schlugen hörbar aneinander, wie im

Fieberfrost, ein Zittern lief über ihre Gestalt, wie wenn der Sturm sie schüttelte.

Er legte leicht den Arm um sie und führte sie, die sich kaum auf den Füßen zu halten vermochte, zum Sofa. Sie ließ sich stumm in die Kissen gleiten und sah ihn immer mit den großen, furchterfüllten Augen an, wie er ihr gegenüber Platz nahm.

„Wir wollen vernünftig miteinander reden, Carmen!“ sagte er, „hören Sie zu! Hören Sie?“ wiederholte er ungeduldig, da sie kein Zeichen gab.

Sie nickte mechanisch und streifte den schmalen Goldreif an ihrem Arm auf und nieder, unablässig und rastlos — als müßte sie irgend etwas thun — irgend etwas!

„Sie kennen mich, Carmen,“ fuhr Hasperg fort, indem ein fremder, weicher Zug über sein Gesicht ging, „ich bin kein Mensch, der leere Redensarten macht — Ihnen gegenüber! Wenn heute ein Mann käme, er sei, wie er wolle, der Sie liebt, der Ihnen einen Namen, eine Heimat, eine Stellung böte, — ich würde Ihre Hand — diese kleine Hand, die mir teurer ist als alles auf der Welt — nehmen und Sie selber zu ihm hinführen und sagen: er ist deiner würdiger als ich, — ich bin ein Aven-

türier — ein Spieler — ich habe nichts in die Wagschale zu werfen, als meine grenzenlose, unvernünftige Liebe für Sie, die mir und Ihnen noch nicht viel andres wie Verdruß und Jammer und Elend gebracht hat!"

Er schien auf ein verneinendes oder zustimmendes Wort zu warten. Sie saß aber immer noch, wie zu Stein erstarrt, und nur die mechanische Bewegung ihrer Hand an dem Goldreifen zeigte, daß sie lebe. Er fuhr hastig fort: „Aber Sie als Spielzeug, als Zeitvertreib für eine Badesaison einem Manne hinzuwerfen, der nie auch nur einen Moment im Grunde seiner hochmütigen Seele daran gedacht hat, in Ihnen etwas andres als ein Spielzeug zu sehen, der im Augenblick vielleicht wie toll in Sie verliebt ist, das will ich gern glauben — aber der Sie nur unglücklich machen kann" —

Sie blickte lebhaft auf.

„Nur unglücklich, selbst wenn er Sie heiratet!" fuhr Hasperg fort, — die Worte überstürzten sich förmlich, „denn schon jetzt zuckt er zusammen, wenn Sie ein freies Wort sagen oder lauter lachen, wie es seine krähwinklichen Umgebungen gewöhnt sind! Nennen wir die Dinge beim rechten Namen, Carmen

— er würde sich Ihrer schämen, nach einer Woche schon — und das zu dulden, habe ich keine Lust — und Sie auch nicht!"

Bei seinen schonungslosen Worten war sie immer blässer geworden, ihre schlanke Gestalt sank förmlich in sich zusammen — aber sie widersprach ihm nicht mehr. Sie nickte langsam mit einem Ausdruck unaussprechlicher Bitterkeit vor sich hin und ließ ihn weiter reden.

„Das alles habe ich in den letzten Wochen kommen sehen und mir die beiden Eventualitäten, mit denen Ihre Passion für diesen blauäugigen Adonis enden muß, klar — sonnenklar gemacht. Es bleibt nur zweierlei — entweder er geht — oder ich helfe ihm dazu — er muß mir aus der Sonne, ehe 24 Stunden vorüber sind!"

Die ganze grausame Entschlossenheit des Abenteurers, der vor nichts zurückschreckt, lag in Worten und Ausdruck, — das momentane Durchbrechen der weichern und bessern Natur war schon wieder unter der Schlacke verborgen. Als er geendet hatte, strich Carmen mit einer halb bewußtlosen Bewegung das Haar mit beiden Händen von der Stirn, wie jemand, der schwer geträumt hat.

„Sie haben ganz recht, Hasperg,“ sagte sie und stand auf, „ganz recht. Er wird abreisen!“

„Und Sie?“ fragte Hasperg finster.

Sie machte eine Gebärde des tiefsten Überdrusses.

„Sprechen Sie jetzt nicht von mir und nicht von sich!“ sagte sie müde, „dazu werden wir ja noch das ganze lange Leben hindurch Zeit haben!“

Das Gewitter hatte sich wohl auf dem Meer ausgetobt. Aus dem glühenden Morgen war ein grauer, stürmischer Tag geworden. Heulender Wind pfiff über See und Land.

* * *

Als Eberhard nach der Table d'hote im Begriff stand, sich in sein Zimmer zu begeben, überreichte ihm der Oberkellner ein dreieckiges Billetchen, das ihm durch seinen Orangenblütenduft verriet, von wem es kam, ehe er es noch geöffnet hatte. Es war das erste Mal, daß er eine Zeile von Carmens Schrift sah, und er behielt den kleinen Zettel nachdenklich in der Hand, als er die Treppe hinaufstieg. Auf seinem Zimmer legte er das Briefchen vor sich auf den Tisch, stützte den Kopf in beide Hände und versank in tiefes, grübelndes Nachdenken. Der Zauber, den das seltsame, fremdartige Geschöpf

auf ihn ausübte, war in voller Kraft, und schon kamen Stunden, wo ihm der Gedanke an ein jemaliges Losreißen von hier und von ihr als sehr schwer — als unmöglich erscheinen wollte.

Die Bestimmtheit, mit der er zu Anfang jede ernste Bedeutung seiner flüchtig angeknüpften Beziehungen innerlich von sich gewiesen hatte, begann manchmal zu wanken, und die Frage: „Bist du nicht vielleicht dazu berufen, das schöne, leichtsinnige Mädchen, das sich dir so blind und fügsam unterordnet, aus seiner gefährlichen Umgebung zu reißen und in andern Verhältnissen zu allem werden zu lassen, wozu ihre reiche Natur werden kann?“ schien ihm heute nicht mehr so absurd und unerwägbar wie vor acht Tagen. Die Konsequenzen eines solchen Gedankens — das Aufgeben aller — aber auch aller heimatlichen Beziehungen, nicht nur der zu seiner Braut — machte er sich nicht klar, und die Momente, wo er überhaupt begann, sich innerlich Rechenschaft geben zu wollen, gingen immer wieder im Zauber des Augenblicks unter.

Er atmete tief auf, strich das Haar von der Stirn und öffnete das Billet. Was konnte Carmen ihm wohl zu schreiben haben! Er hatte sich auf

irgend eine wichtige Mitteilung — vielleicht ein Geständnis gefaßt gemacht — denn bei aller ausgesprochenen Leidenschaftlichkeit ihrer inneren Beziehungen war doch noch nie ein Wort zwischen ihnen gewechselt worden, was dem nahe kam, und er empfand es beinahe wie eine Ernüchterung, als der Zettel nur in ziemlich ungewandter, kindischer Handschrift und Ausdrucksweise eine Aufforderung zu einem gemeinsamen Souper im Kursaal enthielt. „Es ist heut mein Geburtstag!“ schloß das Briefchen.

Dieser letzte Satz bewog Eberhard, sich vor Dunkelwerden — die Herbstabende begannen schon sich früher einzustellen — noch zum ersten Juwelier von Ostende zu begeben und nach langem Wählen einen beweglichen Reif in Gestalt einer Schlange zu erstehen, die ein strahlendes Brillantkrönchen trug. Er ließ das Geschenk mit seiner Karte an Carmens Adresse schicken und ging dann noch bis zu der zum Souper anberaumten Zeit langsam am Strande auf und nieder.

Ostende fing schon an leer zu werden. Die elegante Welt begab sich weiter südlich oder in die nördliche Heimat zurück. Die Erker der reizenden Villen am Meer, die sonst um diese Abendstunde

von sanftem Lampenlicht erhellt und von bunten Gestalten belebt waren, sahen nun finster und öde aus — ein kalter Wind strich über die See, und alles schien um den einsamen Spaziergänger her zu rufen: „Der Sommer flieht!“ Er schauderte leicht zusammen in diesem Herbstgefühl und wandte sich nach dem Kursaal, wo er sicher war, Licht, Wärme und Frohsinn zu finden.

Der Oberkellner, der ihn schon an der Thür erwartete, teilte ihm mit, daß „die Gesellschaft des Herrn Barons“ für heute ein separates Zimmer genommen und sich dort schon eingefunden habe.

Es berührte Eberhard sonderbar, daß schon so ganz selbstverständlich von „seiner Gesellschaft“ gesprochen wurde — vielleicht geschah es schon öfter, aber heut abend fiel es ihm zum erstenmal auf.

Als er das bezeichnete Gemach, ein kleines, seitab gelegenes Zimmer hinter dem Lesekabinett, erreichte, tönte ihm lautes, lustiges Stimmengewirr entgegen.

Ein gedeckter, blumengeschmückter Tisch stand in der Mitte des Zimmers; Carmen saß, ganz in Weiß gekleidet, auf dem erhöhten Fenstertritt; ihre Augen glänzten in seltsamer Aufgeregtheit, und

irgend etwas in ihrem Gesicht berührte Eberhard als fremd und ungewohnt, ohne daß er imstande war, sich darüber klar zu werden.

Als er sie begrüßte und sie ihm die Hand reichte, sah er, daß sie als einzigen Schmuck die Schlange angelegt hatte, die er ihr geschenkt.

„Ich danke Ihnen nicht!“ sagte sie halblaut, „erst muß ich wissen, ob Sie dies für ein Sinnbild halten?“

Er sah ihr tief in die Augen.

„Und wenn ich's thäte?“

Sie lachte. „Dann würde ich Sie für einen ausgezeichneten Menschenkenner ansehen müssen!“ erwiderte sie und gab ihm nochmals die Hand. Er beugte sich darüber und zog sie an seine Lippen. Als er aufsah, begegnete er Haspergs finstern, fragenden Augen.

„Ihr Panther ist wieder einmal sprungbereit!“ sagte Eberhard leise zu Carmen; sie schauderte leicht zusammen und wendete einen Augenblick den Kopf. Als sie ihn wieder ansah und das strahlende Licht des Kronleuchters auf ihr Gesicht fiel, kam ihm, wie vorhin schon, etwas Seltsames an ihr zum Bewußtsein.

„Sie sehen heut irgendwie verändert aus,“ bemerkte er, „was haben Sie nur?“

Sie lachte ihm ins Gesicht.

„Du rouge!“ sagte sie unbekümmert.

Er fuhr unwillkürlich zurück.

„Und warum?“ fragte er mit einem leichten Ausdruck von Unwillen, der ihr nicht entging. Sie lächelte eigentümlich.

„Ich war mir zu blaß!“

Er trat stumm einen Schritt zurück.

Zu gleicher Zeit beugte sich Hasperg über Carmen. „Denken Sie an Ihr Versprechen!“ sagte er mit unterdrückter Stimme.

„Unbesorgt!“ erwiderte sie in tiefem, fremdem Ton, „ich bin schon eifrig beschäftigt, es zu erfüllen!“

Sie stand auf und schlenderte nach dem andern Ende des Zimmers, wo ihre Tante saß. Die übrigen Mitglieder der Gesellschaft, die von Carmen heut mit ungewöhnlicher Ungnade behandelt wurden, hatten sich um die alte Frau versammelt.

„Und jetzt wollen wir essen!“ rief das Mädchen laut und übermütig, „Hasperg, bestellen Sie doch!“

Hasperg trat zu Eberhard.

„Wir geben unsrer Herrin heut dies kleine Fest,“ sagte er, „darf ich Sie als unsern Gast betrachten?“

„Im Gegenteil!“ erwiderte Eberhard kühl, „ich bitte, mich zu den Wirten zählen zu wollen!“

„Charmant!“ bemerkte der Graf und sah ihn wieder mit einem seiner haßerfüllten Blicke an, „unser Fest kann dadurch nur gewinnen!“

Eberhard verbeugte sich schweigend — es war ihm heut alles so sonderbar!

Bald flogen die Kellner mit den ausgesuchtesten Speisen, die das Hotel bot, von allen Seiten herbei; große, silberne Eiskühler mit Champagner wurden auf den Tisch gestellt.

„Ich bin heut Hauptperson!“ rief Carmen, „nicht wahr?“

„Heut?“ sagte Eberhard leise zu ihr, „ich denke immer!“

Sie sah ihn über die Schulter mit mutwilligen, lachenden Augen an — die kleine Verstimmung von vorhin schwand vor diesem Blick spurlos dahin.

„Wollen Sie mein Tischnachbar sein?“ sagte sie und legte schon die Hand auf seinen Arm.

„Nein — bewahre! was denken Sie wohl,“

gab er heiter zurück und führte sie zu der geschmückten Tafel.

Die allgemeine Stimmung des kleinen Kreises war eine sehr gehobene, und der überreich fließende Champagner trug nicht wenig dazu bei, sie noch fröhlicher zu machen. Carmens Lustigkeit war fast wild zu nennen! Sie entwickelte eine besondere Geschicklichkeit darin, die Champagnerpfropfen knallen zu lassen, und als sie eben wieder bei solchem Kunststückchen sich nach ihrem Tischnachbar umwandte, der merklich stiller geworden war, sah sie seine Augenbrauen sich finster zusammenziehen.

„Ihre Nerven können wohl das Knallen nicht vertragen?“ fragte sie spöttisch.

„Auf dem Schlachtfelde sehr gut!“ erwiderte er halblaut und gehalten, „aber im Salon weniger — und von einer Dame am wenigsten!“

Sie kniff die Augen ein und sah ihn übermütig durch die Wimpern an.

„Nun gerade!“ rief sie, „ich bin ja keine Dame — ich bin ein Zigeunermädchen! Haben Sie das noch nicht gewußt?“

„Nein,“ sagte er ruhig, „in der That nicht!“

„So sage ich es Ihnen hiermit klar und deut-

lich," erwiderte sie lachend, „damit Sie nicht chokiert sind, wenn ich — da!"

Und sie nahm ein volles Champagnerglas vom Tisch und trank es in einem Zuge leer.

Ihre Augen blitzten, und es flog ein zartes, wechselndes Rot über ihr Gesicht.

„Sie hätten sich das „rouge" sparen können," sagte Eberhard, indem er sich in seinen Stuhl zurücklehnte und sie mit einer Art von unwilligem Entzücken betrachtete; die gänzlich neue Gestalt, in der sie sich heut zeigte, stieß ihn ab, aber ihre Schönheit hielt ihn nach wie vor gefangen.

Sie stand vom Tisch auf und trat ans offene Fenster, wo die Nachtluft kühl und frisch hereinstrich. Er folgte ihr.

„Sagen Sie mir, was Sie heut abend haben!" begann er leise und erregt, „ich kenne Sie gar nicht wieder!"

Sie sah ihn mit einem sonderbaren, halben Lächeln an.

„Sie lernen mich vielleicht heut erst wirklich kennen!" sagte sie ebenso leise.

Er schwieg.

„Und was sagen Sie dazu?" fuhr sie fort.

„Daß es schade wäre!" erwiderte er hart.

Sie sah ihn flüchtig an, mit einem schmerzlichen Ausdruck in den Augen. Er blickte zu Boden und bemerkte es nicht.

„Das artige Mädchen, das Sie in den letzten paar Wochen angestaunt haben, war meine neueste Rolle!" sagte sie leicht, „wenn ich sie recht lebenswahr gespielt habe, so kann Sie das nur freuen — ich will ja eine große Künstlerin werden — aber man muß sein Repertoire doch immer erweitern — jetzt heißt's: Vorhang herunter — changeons."

Sie wandte sich lachend nach dem Zimmer.

„Und nun wollen wir wieder zu unsrem Champagner gehen!" sagte sie, nahm ihr Glas und trank Hasperg zu.

Er sah sie fragend an.

„Auf den heutigen Abend und unsre alte Freundschaft!" sagte sie mit bedeutsamem Ton.

Er stürzte das Glas hinunter. Carmen leerte das ihrige auch und warf es klirrend zu Boden.

„Fort damit!" sagte sie mit rätselhaftem Ausdruck, „dieser Trinkspruch verdient ein Glas für sich, nicht wahr, Hasperg?"

Er folgte schweigend ihrem Beispiel.

„Nun?“ fragte sie und sah Eberhard auffordernd an, der seinen Champagnerkelch noch in der Hand hielt. Er setzte ihn leise und behutsam nieder.

„Ich mische mich nie in Privatsachen!“ sagte er hochmütig. Sie zuckte die Achseln und zog ihren Stuhl zum Tisch.

Die Nacht war inzwischen hereingebrochen, ohne daß jemand von der Gesellschaft an das Ende des Festes zu denken schien. Endlich erhob sich Carmen.

„Wollen wir noch ein wenig auf die Terrasse gehen?“ sagte sie zu Eberhard, „Sie schmachten doch entschieden nach einer Zigarre!“

„Absolut nicht!“ erwiderte er ruhig, „ich bin heut abend in jeder Beziehung befriedigt — völlig befriedigt!“

„Nun, aber die andern!“ gab sie zurück, anscheinend ohne den bedeutsamen Ton seiner Antwort zu bemerken, „wir wollen doch nicht nur an uns selbst denken! Kommen Sie!“

Sie nahm einen roten, goldgestickten Burnus vom nächsten Stuhl, ihre schlanke Gestalt verschwand fast in dem phantastischen, weichen Gewebe. Mit Eberhard voranschreitend, ging sie die menschenleere Terrasse entlang. „Wir wollen einen guten Platz

suchen!" rief sie der Gesellschaft zu, die in einiger Entfernung folgte.

Es war eine wilde, stürmische Herbstnacht geworden, das Meer stöhnte und brauste unter den peitschenden Windstößen, selbst hier, auf der bedeckten Terrasse raste der Sturm einher.

An einem Tischchen nahe dem Eingang stand Carmen still.

„Hier wird es geschützt sein!" bemerkte sie, und als Eberhard nicht antwortete, sah sie zu ihm auf. „So schweigsam?"

„Carmen!" sagte er nur in leidenschaftlichem Ton und nahm ihre Hände.

Sie machte sich hastig los.

„Sie wollen doch nicht etwa sentimental werden?" fragte sie mit einem harten Lachen, „das wäre wirklich gar nicht nett von Ihnen!"

Er wurde bleich bis in die Lippen und trat zurück. Sie legte die Hand an die Stirn und schloß die Augen. Es ging ihm in dem Augenblick, wie ein Blitz, der Gedanke durch den Kopf: „Hier wird ein falsches Spiel gespielt!" und er fragte mit leiser Stimme: „An was denken Sie?"

Sie atmete tief auf.

„Was wir uns für Likör bestellen sollen!“ sagte sie im gleichmütigsten Ton von der Welt, „geben Sie doch einen Rat, Aldenhofen!“

Sie hatte ihn noch nie so mit seinem Namen angeredet — er richtete sich hoch und schob ihr einen Stuhl hin!

„Ich schließe mich Ihrer Entscheidung an!“ sagte er in einem Ton, dem überdrüssiger Widerwille anzuhören war, „ich fange an, zu vermuten, daß Ihre Erfahrungen die größeren sind!“

Jetzt hatte die andere Gesellschaft das Paar erreicht. Man nahm von neuem zu animierter Unterhaltung Platz.

Eberhard beobachtete Carmen, die ihm gegenüber saß, unausgesetzt und scharf und konnte trotz allem nicht mit sich einig werden, ob ihre ausgelassene Lustigkeit wahr oder gemacht sei.

Als sie seine Augen so tief und fragend auf ihrem Gesicht fühlte, wandte sie sich mit einem ruhelosen Lachen ab: „Geben Sie, Hasperg!“ und zündete sich eine Zigarette an, deren Rauchwölkchen sie kunstgerecht in die Nacht hinaus flattern ließ.

Eberhard stand auf, ging nach den Stufen, die von der Terrasse hinab führen, und sah unverwandt aufs Meer hinaus.

Hasperg zog seinen Stuhl näher zu Carmen.

„Was thun Sie denn?“ fragte er leise, nur ihr verständlich.

„Ich führe unsern Kompromiß zu Ende!“ gab sie mit sonderbar fremder Stimme zurück, „und Sie sollen mit mir zufrieden sein. Aber dann, Hasperg — dann versprechen Sie mir eins!“

Sie sah ihn flehend an, mit einem gehetzten, müden Ausdruck in den Augen. Er wandte den Kopf hastig ab.

„Was Sie wollen!“ murmelte er in gequältem Ton.

„Ich will nachher allein mit ihm bis nach dem Hotel gehen!“ sagte sie mit halberstickter Stimme und preßte mit Gewalt die Thränen zurück.

Er bewegte zustimmend den Kopf und stand auf, indem er nach seinem Mantel griff.

„Es ist wohl Zeit, aufzubrechen!“ sagte er heiser.

Die andern folgten seinem Beispiel, und die Gesellschaft schickte sich zum Heimweg an.

Carmen ging langsam nach der Stelle, wo Eberhard noch stand und finster in die stürmische Nacht hinaussah.

„Wir gehen!“ begann sie und zog ihren roten

Mantel um die Schultern, „wollen Sie mich bis nach Hause begleiten?“ setzte sie zögernd hinzu.

„Sie haben über mich zu befehlen!“ sagte er kalt.

„Hu! wie zeremoniös!“ rief sie lachend, „ja — ich befehle! oft werde ich so nicht mehr mit Ihnen am Strande gehen!“

Er hatte ihr den Arm gegeben, und sie schritten langsam nebeneinander her, die übrige Gesellschaft voran lassend.

„Wieso nicht mehr oft?“ fragte er jetzt, auf ihre letzte Äußerung Bezug nehmend.

„Nun — das Wetter hat sich ja so geändert!“ sagte sie leicht, „ich vermute, der Wind wird Ihre Segel heimwärts stellen — habe ich nicht recht?“

Der Sturm, der in diesem Augenblick mit plötzlicher Gewalt über das Meer dahin fuhr und Wellenschaum bis zu ihnen hinauf schleuderte, überhob Eberhard für den Augenblick der Antwort. Carmens flatternder Mantel löste sich halb von ihren Schultern, das Spitzentuch fiel ihr vom Kopf, in dunkeln gepeitschten Strähnen flog das Haar in ihre Stirn. Eberhard blieb stehen, als er sie aufseufzen hörte.

„Warten wir, bis der Sturm ein wenig nach-

gelassen hat," sagte er und zog ihre schmale Hand fester in seinen Arm.

„Sie sind mir noch Antwort schuldig!" begann sie von neuem, „haben Sie sich noch keinen Termin für Ihre Abreise gesetzt?"

„Sind Sie meiner überdrüssig?" fragte er und bückte sich, um ihr ins Gesicht zu sehen. Sie erwiderte kein Wort.

„Ja!" setzte er dann ernsthaft hinzu, „ich werde wohl bald abreisen. Ich fürchte, ich war schon zu lange hier!"

Sie sah ihn mit ihren nachtschwarzen, traurigen Augen an.

„Ganz recht!" sagte sie tonlos, „Sie waren schon zu lange hier!"

Sie schritten weiter. Ganz aus der Ferne hörte man noch die Stimmen der andern Gesellschaft, und die weiße Mauer des Hotels, in dem Carmen wohnte, schimmerte durch die Finsternis.

Eberhard blieb wieder stehen.

„Und wenn ich gehe, Carmen," sagte er, ohne sie anzusehen, „werden Sie mich bald vergessen?" Sie schlug plötzlich beide Hände vors Gesicht.

„Hoffentlich!“ rief sie mit einem wilden, krampfhaften Aufschluchzen, „hoffentlich!“

Da legte er den Arm um ihre schlanke, vom Weinen erschütterte Gestalt, beugte sich nieder und küßte ihren wunderschönen Mund. „Soll ich bleiben?“ fragte er leise.

Sie machte sich mit einer wilden, fast katzenartigen Bewegung los und stand vor ihm.

„Und wer erwartet Sie zu Hause?“ fragte sie mit schneidender, scharfer Stimme.

Er fuhr zurück, als hätte ihn ein Schlag getroffen.

„Meine Braut!“ sagte er ernst und mit beinah ehrfurchtsvollem Ton, — und von einem unwillkürlichen Gefühl getrieben, griff er nach seinem Hut und nahm ihn langsam und tief ab, wie zu einer Huldigung. Das reine, ernste Kindergesicht Annemaries ging inmitten dieser gefährlichen, hinreißenden Umgebung vor ihm auf wie ein klarer Stern, der plötzlich durch wildes, zerrissenes Gewölk blickt. Der Schlafwandelnde war angerufen worden — er zog den Fuß vom Abgrund zurück.

Langsam und ohne noch ein Wort zu sprechen, gingen die beiden bis nach der Thür des Hotels, wo die andre Gesellschaft sie erwartete.

„Ich muß mich heut von den Herrschaften verabschieden," sagte Eberhard mit etwas erzwungener Unbefangenheit, „man ruft mich nach Hause! Ich will morgen mit dem ersten Zuge fort und kann Ihnen allen nur für die Freundlichkeit danken, mit der sie den Fremden in ihrem Kreise aufgenommen haben!"

Er wandte sich zu Carmen, um ihr Lebewohl zu sagen; sie sah ihn mit verständnislosem Blick an und legte langsam ihre kleine, eiskalte Hand in seine ausgestreckte Rechte.

„Reisen Sie glücklich!" sagte der Graf jetzt hastig, um die Pause zu verdecken, die peinlich zu werden drohte.

Eberhard verbeugte sich stumm und ging mit den andern Herren davon. Er vermochte das weiße, verstörte Gesicht des Mädchens nicht mehr anzusehen.

Hasperg blieb noch einen Augenblick stehen, und als Carmen eben der Tante ins Haus folgen wollte, hielt er sie mit einer Handbewegung in der offnen Thür zurück.

„Nun, Carmen?" fragte er und sah sie mit einem unruhigen Blick an.

Sie lächelte herzzerreißend.

„Er geht!“ sagte sie, „haben Sie es nicht gehört? — er geht — und ich möchte jetzt schlafen — gute Nacht, Hasperg — wir können heut beide stolz sein, nicht wahr?“

Und sie ließ die Thür langsam und schwer hinter sich ins Schloß fallen.

Die andre Gesellschaft hatte inzwischen auch ihr Ziel erreicht.

„Unsre kleine Schönheit sah entsetzlich blaß und elend aus heut abend!“ sagte Andlau im Verabschieden, „das ist der Champagner!“

Eberhard erwiderte kein Wort.

* * *

„Ich stehe an des Hauses Thür,
Die Sterne all erblichen,
Es ist, seit Oluf ritt von hier,
Der Schlaf von mir gewichen!“

Die beiden einsamen Frauen auf Schloß Rotmühl lebten in gleichmäßiger und gleichförmiger Weise fort. Frau von Aldenhofen gewöhnte sich täglich mehr daran, wie sie früher jede Sorge und jede Frage an ihren Mann verwiesen hatte, so jetzt alles auf Annemaries Schultern zu legen. Und diese schlanken Schultern trugen die Last mit so

stolzer Anmut, als wäre es nur ein Kinderspiel, mit zwanzig Jahren äußere, innere und Finanzangelegenheiten eines großen Grundbesitzes zu übersehen und in Ordnung zu halten.

Kurz nach Eberhards Abreise hatte es sich herausgestellt, daß der Inspektor aus Nachlässigkeit oder Unredlichkeit die Bücher höchst ungenau und mangelhaft führte — die lange Abwesenheit des Gutsherrn mochte wohl auch ihr Teil zu diesen Mißbräuchen beigetragen haben, und Annemarie kam, mit Einwilligung der Tante, zu dem Entschluß, den Mann kurzweg zu entlassen. Sie schrieb an Eberhard darüber, erhielt keinen Bescheid auf diesen Brief und nahm die Verantwortung für den wichtigen Schritt auf sich, um so mehr, da Ulrich Bühl, den sie als Sachverständigen um seine Ansicht befragte, mit aller Entschiedenheit dazu riet. Für Annemarie begann nun eine arbeitsvolle Zeit. Sie konnte in der Abwesenheit ihres Verlobten nicht gut einen neuen Beamten suchen und einsetzen, und so beschloß sie denn, die Bücher so lange, bis Eberhard zurück sein würde, selbst zu führen.

Die Baronin hielt mit der schwachen Leuten manchmal eignen Zähigkeit an der strengen Geheim-

haltung der Verlobung ihres Sohnes mit der Nichte fest, und auch Ulrich blieb nach wie vor in Unkenntnis darüber. Er stand Annemarie treu und sorglich zur Seite, jeden Morgen kam er herübergeritten und sah mit ihr die eingelaufenen Briefe und Rechnungen durch — stundenlang, wenn es sein mußte.

Als er fast eine Woche hindurch jeden Vormittag den Angelegenheiten von Rotmühl gewidmet hatte, sagte Annemarie einmal nachdenklich zu ihm: „Haben Sie denn so sehr viel freie Zeit, Ulrich?"

„Sehr viel!" erwiderte er ernsthaft.

Der September schritt vor. Im Walde fielen schon die gelben Blätter und deckten den Boden, und noch war keine Nachricht von Eberhard da. Die Baronin begann in ihrer schwächlichen Weise zu allen Stunden des Tages über sein Fernbleiben zu klagen und klammerte sich um so fester an Annemarie. Die alte Frau war auch körperlich sehr leidend und beanspruchte die Gesellschaft und Pflege ihrer Nichte täglich mehr, so daß es nun schon für Annemarie eine seltene Erholung war, einmal eine Stunde auszureiten oder im Parke spazieren zu gehen.

Das Wetter wurde ungewöhnlich früh trostlos, der Boden weichte auf, und kalter, verdrießlicher Herbstregen schlug an die Fenster des Schlosses.

Annemarie fühlte unter diesen verschiedenen herabstimmenden Einflüssen ihr tapferes junges Herz schwer werden, sie nahm in der Abendstille ein großes Tuch um und lief mit unbedecktem Kopf in den Park hinaus.

Da war eine Lücke im Gesträuch, durch die sie damals mit thränenvollen Augen gesehen hatte, als Eberhard mit seinem Freunde in die Welt hinaus fuhr.

In jeder freien Minute ging sie dorthin und sah sehnsüchtig in die nebelige graue Ferne — wird er denn nie wieder kommen?

So stand sie auch heute abend, als der Hufschlag eines Pferdes sie aus ihrer Träumerei weckte.

„Ach Ulrich!“ rief sie halb erschreckt.

„Nun — in diesem Wetter?“ fragte er verwundert.

Sie hielt ihm einen großen Zweig glühroter Ebereschen entgegen, den sie eben abgepflückt hatte.

„Ich wollte es ein bißchen lustig im Zimmer haben!“ sagte sie mit einem Versuch zu lächeln.

„Und dazu brauchten Sie Vogelbeeren?“ fragte er bedächtig?

„Ja — es war alles so grau und düster drin, und ich hatte heut viel Not mit den Leuten, es ist Krankheit auf dem Hofe — und ich kann mich nicht um die Patienten kümmern, wie ich möchte und sollte. Die Tante läßt mich so ungern fort!“

„Egoismus!“ murmelte er vor sich hin.

Sie sah ihn bittend an.

„Ulrich — sie ist ja doch auch krank!“ sagte sie sanft.

„Haben Sie denn noch keine Nachricht, wann Eberhard kommt?“ fragte er finster, „es wäre Zeit!“

„Sie haben recht!“ sagte sie langsam, „es wäre Zeit!“

Er stieg vom Pferde, schlang den Zügel um seinen Arm und ging neben ihr her nach dem Schlosse.

„Ach, bleiben Sie heut abend bei uns?“ rief sie freudig.

„Wenn Sie mich brauchen!“ erwiderte er einfach.

„Das thue ich!“ sagte sie herzlich. „Ulrich, ich weiß, es ist selbstsüchtig und schlecht von mir — aber ich bin manchmal sehr müde!“

Er murmelte etwas durch die Zähne, was wie eine Verwünschung klang.

Als sie den Hof betraten, sahen sie in den dunkeln Fenstern im Schloß Lichter auftauchen und verschwinden; auf dem Hof liefen die Leute durcheinander, und der Kutscher zog eben die Pferde aus dem Stall.

Annemarie winkte ihm.

„Nun, Karl, was soll das?“

„Der Herr Baron kommt heut abend!“ sagte der Kutscher und grinste über das ganze breite Gesicht, „nun wird wieder Leben werden, gnädiges Fräulein!“

Aber Annemarie hörte ihn nicht mehr, sie war bei seinen ersten Worten an ihm vorbei und ins Haus geflogen, um die Depesche selbst zu lesen, die den Ersehnten ankündigte.

Ulrich lehnte im Herbstregen vergessen und schweigend an seinem Pferde. Nach ein paar Augenblicken schwang er sich in den Sattel und ritt langsam nach dem Ausgang.

Da kam ein eiliger, leichter Schritt über den Hof, Annemarie holte den Fortreitenden ein und griff mit der Hand in den Zügel. Ihr Gesicht glühte wie in der Morgensonne.

„Es war so unrecht von mir, daß ich Sie stehen ließ, Ulrich!" sagte sie, atemlos vom raschen Gange, „und nun wollen Sie fort? Kommen Sie nicht mit herein?"

„Ich glaube nicht!" sagte er und strich sanft und freundlich über die kleine Hand, die noch auf dem Halse des Pferdes lag, „ich glaube nicht, gute Nacht, Annemarie!"

Sie trat zurück, um ihn vorüberzulassen.

„Gute Nacht, Ulrich!" sagte sie traurig.

* * *

Eberhard war wieder daheim! Die Sonne glänzte am ersten Morgen nach seiner Rückkehr mit der strahlenden, goldigen Wärme, die sie im Herbst noch manchmal so trügerisch zu verbreiten weiß, und alles schlechte Wetter in und außer dem Hause schien mit der Rückkehr des jungen Schloßherrn verbannt.

Die Begrüßung am Abend war sehr flüchtig gewesen. Eberhard kam infolge von Zugverspätung erst tief in der Nacht an, todmüde von der langen Reise, und ging nach wenigen Augenblicken zur Ruhe.

Heute war der Morgen schon weit vorgeschritten, Eberhard blieb erst auf seinem Zimmer, schreibend

und rechnend, und ritt dann auf das Feld, anscheinend gewillt, was er auf seiner Reise versäumt, im Sturm nachzuholen.

Seine Mutter und Annemarie saßen schon beim zweiten Frühstück, als er im Eßzimmer erschien. Er war im Reitanzug und hohen Stiefeln, ganz wie er vom Feld kam, und als er, von der Herbstsonne goldig beleuchtet, in die offene Thüre trat, dachte Annemarie bei sich, daß sie es doch gar nicht mehr gewußt, wie unwiderstehlich er sei, und begriff kaum, daß sie so lange ohne ihn hatte sein und leben können! Aber in ihrem mädchenhaft gehaltenen Wesen gab sich nichts von diesem Sturm der Gefühle kund, so liebevoll ihre Begrüßung auch war.

Eberhard ließ sich mit Wohlbehagen von ihr umsorgen; die hausmütterliche Art, mit der sie seinen Thee zurechtmachte und ihm an den Augen ablas, was er eben wollte, berührte ihn sehr angenehm. Als er jetzt den Teller zurückschob, ergriff er ihre Hand und zog sie neben sich in den Sessel.

„A propos deiner vortrefflichen Wirtschaft am Theetisch, Annemarie,“ sagte er, „ich habe dir noch

gar nicht mein Kompliment gemacht über die Art, wie du auch das Ministerium des Auswärtigen versorgt hast! Daß diese kleinen Finger das alles imstande waren, beschämt mich wahrhaft!"

Und mit der ihm eignen, ritterlichen Anmut zog er ihre Hand an seine Lippen.

Annemarie errötete tief. Diese paar hingeworfenen Worte der Anerkennung wogen ihr reichlich alle Mühen und Sorgen der letzten Wochen auf.

„Du bist ganz schmal geworden!" fuhr er mit einem prüfenden Blick in ihr Gesicht fort, „Mama, du hättest es nicht zugeben sollen, daß Annemarie so viel arbeitet!"

„Du weißt, sie denkt nie an sich," sagte die Baronin, „und ich konnte ihr doch nichts abnehmen. Wenn sie Ulrich Bühl nicht zur Seite gehabt hätte, wäre es wohl oft ein wenig schwer gewesen!"

Eberhard sah lächelnd auf seine Braut.

„Ulrich Bühl? Also der gute Toggenburger schmachtet immer noch?" fragte er neckend.

„Lache nicht über ihn, Eberhard," erwiderte Annemarie ernsthaft, „er verdient es nicht! Ich dächte," fuhr sie nach einer kleinen Pause fort, „du sagtest ihm jetzt" —

Sie verstummte.

„Nun — nur zu!“ meinte Eberhard, den ihre Verlegenheit amüsierte, und strich sich den Schnurrbart.

„Wie es mit uns steht!“ sagte sie mit glühendem Erröten.

„Das hast du noch nicht besorgt?“ fragte er lachend, „à la bonheur, Annemarie — du bist ja wirklich eine Perle! Du kannst sogar schweigen!“

Sie stand auf und nahm ihren großen Gartenhut vom Nagel. Sein Ton war ihr fremd und nicht angenehm — es lag so viel leichte Neckerei und so wenig ernste Herzlichkeit darin.

„Willst du dir die Stämme ansehen, die der Förster heraus schlagen lassen will?“ fragte sie dann, „Mama legt sich ein halbes Stündchen hin.“

Sie bereitete, während er bejahend nickte und sich erhob, einen bequemen Sofaplatz für die Baronin und half ihr mit liebevoller Sorgfalt, sich darauf auszustrecken, dann legte sie ihr eine Decke über die Füße und küßte ihre Stirn: „Auf Wiedersehen, Mama!“

Das Brautpaar ging durch den Hof nach dem Walde zu. Eberhard sah von Zeit zu Zeit auf

das feine, ernste Profil des Mädchens — er war innerlich nicht ganz mit sich im klaren, ob er eigentlich verpflichtet sei, ihr über seinen Aufenthalt in Ostende irgend welche nähere Mitteilung zu machen — kam aber doch schließlich zu dem Resultat, sein Gewissen durch eine kleine Generalbeichte zu erleichtern und sich die bisher noch nie versagte Absolution erteilen zu lassen — es war gemütlicher so!

Als sie eine kleine Fichtengruppe erreicht hatten, die in der Septembersonne einen kräftigen, strengen Harzduft ausströmte, blieb Eberhard stehen.

„Wollen wir hier ein wenig ausruhen?" fragte er, warf seinen Hut in das kurze, gelbe Gras und streckte sich bequem der Länge nach auf die Erde aus, den Kopf in die Hand gestützt.

Annemarie nahm gehorsam unter einer Fichte Platz und sah ihn schweigend, in Gedanken verloren, an.

Nach einer Weile lachte er hell auf.

Sie fuhr zusammen.

„Was hast du?" fragte sie erschreckt.

„Du bist das originellste kleine Mädchen, das ich kenne!" sagte er in dem belustigt herablassenden Ton, den er ihr gegenüber anzunehmen liebte.

Sie sah ihn groß an.

„Und warum?"

Er lachte wieder, aber nicht ganz unbefangen.

„Da hat sich nun dein Bräutigam sechs Wochen lang in fremden Ländern umhergetrieben, kommt wieder, nachdem er möglichst brieffaul gewesen ist — und du hast noch nicht einmal gefragt, was er inzwischen eigentlich gethan hat!"

„Das kommt noch!" sagte sie einfach, „ich bin vorläufig so froh, daß du überhaupt wieder da bist."

Sie brach ab und hielt ihm die Hand hin.

„Du bist viel zu gut für mich!" erwiderte er nachdenklich, „das sage ich ja immer! Nun aber," fuhr er mit ausbrechender Ungeduld fort, „so frage mich doch jetzt — mach mir's nicht so schwer!"

„Was denn?" fragte sie harmlos.

Er biß sich auf die Lippen.

„Du bist ein Kind!" sagte er halb gerührt, halb ärgerlich, „und ich bin ein Narr! Aber wenn du mich so vertrauensselig ansiehst, dann drückt mir's das Herz ab, — ich muß dir doch sagen, daß ich beinahe eine große Dummheit begangen hätte!"

Da sie noch immer nicht zu begreifen schien,

worauf er zielte, fuhr er in hastigem, erzwungen lustigem Ton fort: „Kennst du die Geschichte vom Tannhäuser?"

„So ganz von fern!" erwiderte sie, während der erste ängstliche Schatten über ihr Gesicht ging.

„Nun, dann will ich sie dir noch einmal erzählen!" sagte er, immer noch mit erkünstelter Unbefangenheit. „Es war einmal ein Ritter, der hieß Tannhäuser — ein ziemlicher Thunichtgut — so mein Genre — und dieser brave Herr hatte eine Braut — Elisabeth hieß sie — ein ganz reizendes, liebes, gutes Mädchen — so dein Genre."

Er griff wieder nach ihrer Hand — sie zog sie hastig zurück.

„Weiter!" sagte sie atemlos.

„Nun, weiter — wie du befiehlst! Also Herr Tannhäuser unternahm auch einmal eine Reise — die Geschichte stimmt merkwürdig mit der unsern überein — kam in den Hörselberg und machte dort die Bekanntschaft einer schönen, gefährlichen Person, Frau Venus genannt."

Annemarie legte beide Hände fest zusammen, um ihr Zittern zu verbergen — sonst sah sie ruhig aus.

„Und?" half sie ihm mit anscheinend unbewegter Stimme ein.

„Und!" parodierte er lachend, „er amüsierte sich ein paar Wochen mit dieser Dame ganz vortrefflich — verliebte sich auf eine ganz harmlose Art in sie, aber schließlich machte er's klug — ganz wie ich! — packte seine Siebensachen, ließ den Hörselberg — Hörselberg sein, kehrte zu seiner getreuen Elisabeth zurück und wurde ein sehr glücklicher Mann — eigentlich mehr, als er verdient hatte!"

Er sprang bei den letzten Worten lachend auf und wollte sie an sich ziehen, sie hob nur ihre eine kleine Hand, aber mit einer so ausdrucksvollen Gebärde, daß er bestürzt stehen blieb.

„Einen Moment!" sagte sie mit seltsam ruhiger Stimme, „warte einen Moment! ist das wirklich und wahrhaftig deine Geschichte?"

Er senkte vor ihren klaren Augen den Blick.

„So ungefähr!" sagte er trotzig.

Sie schlug beide Hände vors Gesicht und schwieg. Er ging ein paarmal auf und ab, dann blieb er vor ihr stehen.

„Annemarie," sagte er, „ich habe dir nun gebeichtet — hast du mir verziehen?"

Sie ließ die Hände sinken. Es lag ein eigner Ausdruck in ihren Augen, den er nicht verstand.

„Sage mir nur eins!“ begann sie nach einer Pause von neuem, immer mit der gleichen, starren Ruhe, „nur eins, aber wahr und aufrichtig.“

„Nun?“ erwiderte er gespannt.

Sie wurde glühend — düster rot.

„Hast du ihr jemals einen Kuß gegeben?“ fragte sie mit sichtlicher, furchtbarer Überwindung.

Er zog die Augenbrauen zusammen.

„Ja!“ sagte er finster und verlegen, „ein einzig Mal! Und nun,“ fügte er hinzu, da sie wieder kein Wort sprach, „nun weißt du alles, und es ist wirklich nichts Entsetzliches; nun ist die Sache abgethan, und wir sind so glücklich miteinander wie vorher!“

Er that wieder einen Schritt auf sie zu, aber sie streckte mit einer Gebärde des Entsetzens beide Hände gegen ihn aus.

„Nie — nie wieder!“ sagte sie in festem, hartem Ton; „nie mehr!“ wiederholte sie mit klagender Stimme und brach in Thränen aus. Sie weinte so bitterlich, so hilflos wie ein Kind, dem man gesagt hat: „es giebt keine guten Feen mehr“ — ihr

war ein Märchenreich untergegangen und zum erstenmal der Blick in eine Welt eröffnet, wo Recht und Unrecht, Gut und Böse haltlos durcheinander schwankt — und in jener Welt war Eberhard so heimisch geworden, daß ihm ihr Entsetzen wie etwas Wunderliches, Unzeitgemäßes erschien! Er versuchte es vergeblich, sie zu beruhigen, er redete ihr mit den zärtlichsten Worten zu — sie hatte für alles nur ein trostloses Kopfschütteln.

„Aber kannst du denn nicht begreifen,“ rief er endlich ungeduldig, „daß mein Gefühl für jenes Mädchen mit der Liebe zu dir gar nichts zu thun hat — daß“ —

Er unterbrach sich, als sie ihn mit ihrem verweinten Kinderblick ratlos ansah, und legte einen Moment die Hand vor die Augen.

„Nein,“ sagte er, wie beschämt — „verzeihe mir — du kannst es nicht begreifen!“

Er verstummte und lehnte sich mit gekreuzten Armen an eine Tanne ihr gegenüber. Zorn und gekränkte Eitelkeit rangen um den Sieg mit seinen besten Gefühlen — mit der angebornen und anerzogenen Ehrfurcht vor der Reinheit eines Mädchenherzens — und wenn er im ersten Moment sich

unwillig überreden wollte, daß es lächerlich, beschränkt und altmodisch sei, von solcher harmlosen Kleinigkeit ein Aufhebens zu machen, so sagte er sich nach wenigen Augenblicken schon, daß es ihm schmerzlich sein würde, wenn sie es anders auffaßte.

Während er so stand und keine Antwort finden konnte, um sich zu entschuldigen und sie zu trösten, war sie ganz ruhig geworden. Sie stand auf, trocknete ihre Augen, nahm den Hut vom Boden und schickte sich an, ohne einen Blick auf ihn, den Rückweg anzutreten.

„Erlaube!" sagte er höflich, aber mit einem heimlichen Groll in der Stimme, „und was habe ich als Endresultat dieser Stunde zu betrachten?"

Sie sah ihn mit einem stolzen, furchtlosen Blick an.

„Daß du wohl ein Tannhäuser sein magst," erwiderte sie ruhig, „ich aber keine Elisabeth bin und sein will! Unsere Wege gehen auseinander."

„Und das kannst du mir in diesem Tone sagen?" rief er in ausbrechender Leidenschaft, „und ich Thor bildete mir ein, du liebtest mich von ganzer Seele!"

Sie lächelte bitter.

„Hast du das wirklich geglaubt?" fragte sie nachdrücklich.

Er fühlte den versteckten Vorwurf in ihren Worten — das Blut stieg ihm ins Gesicht.

„Und jetzt, bitte, laß mich vorbei!“ sagte sie und senkte müde die schweren Augenlider. Er wich nicht von seinem Platz.

„Darf ich fragen, was du beschlossen hast?“

„Von hier fortzugehen, sowie deine Mutter sich kräftig genug fühlt, mich entbehren zu können,“ sagte sie mit einer fremden, kalten Überlegenheit, die sie um Jahre älter erscheinen ließ.

„Und was denkst du wohl, was meine Mutter in ihrem jetzigen kranken, schwachen Zustand empfinden wird, wenn sie ihre ganzen Pläne, ihr jahrelang aufgebautes Zukunftsbild plötzlich in Trümmer sieht?“ fragte er bitter.

Sie legte die Hand an die Stirn.

„Du sagst dir selbst, daß es ihr Tod sein kann,“ setzte er hinzu, indem eine leise Hoffnung in ihm sich zu regen begann, daß sie ihren Entschluß noch ändern werde, an dessen ernstliche Durchführung er auch jetzt im Herzen noch nicht glaubte, „ich muß dir überlassen, zu entscheiden, was stärker in dir ist, — dein Widerwille gegen mich — oder deine Rücksicht auf meine Mutter!“

Sie hatte einen Zweig von der Fichte über sich abgebrochen und zupfte mechanisch, in tiefes Nachsinnen verloren, die einzelnen Nadeln ab. Nach einer Weile erhob sie den Kopf.

„Du hast recht," sagte sie, „die Tante würde in ihrem augenblicklichen Zustand die Aufregungen nicht ertragen, die ihr aus meinem Entschluß erwachsen! Ich bin daher bereit, daß alles äußerlich beim alten bleibt — die Komödie ist ja leicht durchzuführen, da außer deiner Mutter niemand weiß, daß wir uns je mehr waren als Vetter und Cousine."

Er biß sich fast die Lippen blutig in seinem ohnmächtigen Zorn über ihren kalten, fast verächtlichen Ton.

„Und ich werde mit der Mitteilung meines Entschlusses an sie warten, bis sie sich kräftiger fühlt," schloß Annemarie und ließ den jetzt ganz abgezupften Zweig langsam zur Erde fallen, „ich glaube, das wird der beste Ausweg sein!"

„Und was gedenkst du zu thun, wenn der ersehnte Zeitpunkt eingetreten ist, wo meine Mutter weiß, daß du nicht ihre Tochter sein willst?" fragte er wie in dumpfer Betäubung über die gänzlich unerwartete Ruhe und Überlegenheit ihres Benehmens.

Sie sah ihn hochmütig an.

„Das wird ja wohl ganz meine Angelegenheit sein!“ sagte sie und ging langsam an ihm vorüber, ohne sich umzusehen.

Er stand stumm, in tiefen Gedanken verloren, an dem Platz, den sie eben verlassen hatte — „und sie hat doch recht!“ sagte er endlich vor sich hin und trat fest mit dem Fuß in den nadelbedeckten Waldboden.

* * *

Daß eine Schreckensstunde — ein Erdbeben — ein Naturereignis genügen kann, um dunkles Haar plötzlich zu bleichen, das ist eine Thatsache, die unbestritten dasteht. Daß aber innerliche Vorgänge in verhältnismäßig ebenso kurzer Zeit ein weiches, ahnungsloses Kinderherz wie Stahl im Feuer zu einer festen, klaren Frauenseele umzugestalten vermögen, wird noch vielfach bezweifelt, so oft es vorkommen mag.

Annemarie machte die Erfahrung an sich, daß solche Umwandlungen geschehen. Als sie langsam, müde, wie nach schwerer Krankheit aus dem Walde zurückging, da fühlte sie es unabweislich, daß sie in jener Stunde um Jahre innerlich an bewußtem

Leben gewonnen — oder verloren habe — wie man es nehmen will!

Wenn sie in der großen Welt heimisch, mit der leichtfertigen Auffassung der heutigen Zeit vertraut und dagegen abgehärtet gewesen wäre, so war zehn gegen eins zu wetten, daß die Liebe, die sie für Eberhard seit ihrer Kindheit empfand, den Sieg über die momentan emporlodernde Eifersucht davontrug. Aber ihr einsames, weltfremdes Leben in dem von allem Verkehr abgelegenen Waldschloß, zwischen den alten Leuten, die sie vor jedem Hauch der Außenwelt bewahrt und in einer heut fast unerhörten, lilienhaften Reinheit hatten aufwachsen lassen, konnte in keiner Weise als Vorbereitung für eine Enttäuschung dienen, wie sie sie soeben erlebt, — sie hatte zum erstenmal dem Unrecht ins Auge gesehen, und derjenige, der der unheimlichen Gestalt das Visier emporschlug und sie ihr gegenüber stellte, war der Mann, den sie seit ihrer Kindheit als den ersten Helden an Geist und Herz vergöttert hatte — es kam ihr vor, als sei alles in ihr entthront und in den Staub geworfen.

Der Entschluß, den sie so schnell, so anscheinend überlegt ausgesprochen, war der heißen, zornigen

Aufwallung des Augenblicks entsprungen, aber als sie in ihrem Zimmer war und mit sich allein zu Rate ging, vermochte sie denselben nicht zurück zu nehmen. Ihr Weg lag klar vor ihr, und sie war fest entschlossen, ihn zu gehen.

„Ich kann nicht anders!“ sagte sie vor sich hin, stand auf und begab sich an ihre täglichen Obliegenheiten, äußerlich so ruhig, als wenn zwischen heut und gestern nichts läge als eine traumlos durchschlafene Nacht.

Als Eberhard ihr bei Tisch finster und bleich gegenüber saß und die unveränderte, sachgemäße Art und Weise wahrnahm, in der sie seiner Mutter, und wo es nicht zu vermeiden war, auch ihm antwortete, da kochte es in ihm. „Sie hat sich nie etwas aus mir gemacht!“ dachte er zornig, „ich bin ein eitler Narr gewesen!“

Unmittelbar nach Tisch erhob er sich und griff nach seinem Hut.

„Du willst schon fort?“ fragte seine Mutter bekümmert, „heut am ersten Abend?“

„Ich muß auf eine Stunde zu Ulrich Bühl hinüber!“ sagte Eberhard kurz, „ich habe Geschäftliches mit ihm zu besprechen — er hat einen Inspektor für mich in Aussicht.“

Annemarie hatte eben den Kaffee bereitet und hielt ihm jetzt eine Tasse hin.

„Befiehlst du?“ fragte sie, ohne ihn anzusehen.

„Ich danke!“ erwiderte er rauh und verließ das Zimmer. Die Baronin sah ihm traurig nach.

„Eberhard ist recht verändert!“ sagte sie zu ihrer Nichte.

Annemarie nahm ihre Arbeit aus dem Nähkorb. „Das finde ich nicht!“ erwiderte sie ruhig.

„Ja, du hast nie etwas an ihm auszusetzen gehabt! — Du wirst ihn noch einmal zu sehr verwöhnen!“ meinte die Baronin und strich über das lichtbraune, glatt gescheitelte Haar des jungen Mädchens.

Annemarie lächelte trübe.

„Nein, Tante — ich glaube nicht!“ sagte sie und begann eifrig zu nähen.

* * *

Vierzehn Tage waren hingegangen. War Eberhard zuerst mit einer gewissen, spöttischen Ungeduld überzeugt gewesen, daß seine Persönlichkeit im täglichen Zusammenleben ihres nie verfehlenden Erfolges sicher sei und Annemarie bald vergebend und vergessend zu ihm zurückführen werde, so hatte er

hinlänglich Gelegenheit, sich von der Irrigkeit dieser Annahme zu überzeugen.

Das bescheidene, demütige Kind, das früher glückselig über jedes freundliche Wort, jeden nachlässig zärtlichen Blick gewesen, hatte sich mit einem Schlage in eine hoheitsvolle, junge Dame verwandelt, die ihm äußerlich nie Grund gab, sich über sie zu beklagen, aber ihn auch keinen Augenblick vergessen ließ, daß sie ihm innerlich ganz fremd und fern gegenüber stünde.

Das sagte sich Eberhard finster, als er an einem stürmischen Oktobertage hinüber nach Brassenhof, Ulrichs Familiengut, ritt, um mit dem Jugendbekannten eine ernste Rücksprache zu nehmen. Annemaries rascher Entschluß veränderte nicht allein innerlich seine Zukunft — er wurde auch folgenschwer für sein äußeres Leben!

Die pekuniären Verhältnisse, die ihn damals auf Wunsch des Vaters zur Verlobung mit seiner Cousine gedrängt, waren dieselben geblieben — und doch für ihn ganz andre geworden! So lange er in Annemarie seine künftige Frau sah, blieb es sich ja gleich, ob das Gut zum größten Teil ihm oder ihr gehöre, — mit dem Augenblick aber, wo

ihre Beziehungen sich löſten, sah er sich Schwierigkeiten gegenübergestellt, denen er nicht zu begegnen wußte. In der Zeit seiner Verlobung mit Annemarie hatte er ihr nichts von den Geldangelegenheiten gesagt, um nicht ihr Mißtrauen in Bezug auf die Motive zu wecken, die ihn zu seiner eiligen Werbung veranlaßten — jetzt konnte er noch viel weniger mit ihr darüber sprechen, denn er mußte sich gestehen, daß es sie in die schwierigsten Konflikte stürzte, wenn ihr klar werde, daß sie das größte Anrecht auf Rotmühl habe und ihr nur die Wahl bliebe, ihn daraus zu vertreiben oder es mit ihm gemeinsam zu besitzen.

Alle diese Fragen bedrängten Eberhard so, daß er beschloß, Ulrich Bühls Rat einzuholen. Wenn auch infolge der Rivalität das Verhältnis zwischen den Jugendbekannten ein kühleres geworden war, so trat doch die alte Freundschaft sofort wieder in ihre Rechte, sowie einer dem andern beizustehen vermochte — das hatte sich noch nie verleugnet!

Die beiden jungen Männer saßen heut abend schon stundenlang in Ulrichs behaglichem Wohnzimmer, schreibend und rechnend, — das Ergebnis blieb unerbittlich dasselbe. Sowie Annemarie mündig war

oder sich verheiratete und ihr Vermögen aus Rotmühl herausgezogen wurde, war das Gut nicht mehr zu halten.

„Und sie wird zu Weihnachten mündig!“ sagte Eberhard finster, „am 25. Dezember ist ihr ein-einundzwanzigster Geburtstag!“

Ulrich sah nachdenklich und bekümmert aus. „Verzeihe, Eberhard, wenn ich eine indiskrete Frage thue — habe ich mich denn geirrt, wenn ich immer glaubte, daß alle diese Fragen ihre natürlichste Lösung finden würden? Bist du nicht mit deiner Cousine verlobt?“

Eberhard stand auf und ging ans Fenster.

„Nein!“ sagte er von dort aus mit merkwürdig veränderter Stimme; „nein, Ulrich, ich bin nicht mit ihr verlobt — das Fräulein von Bernuth ist absolut freie Herrin ihrer Hand und ihrer Entschlüsse!“

Beide schwiegen einen Moment, — Ulrich vor Überraschung und einem gewissen, unruhigen, bebenden Hoffnungsgefühl. Er übermannte sich aber mit seiner gewohnten, ehrlichen Geradheit.

„Eberhard,“ begann er nach einer Weile zögernd, „ich glaube, du übersiehst die Sachlage nicht! Nach meiner Überzeugung kostet es dich nur ein Wort,

um Annemaries Zukunft zu bestimmen. Ich bin fest überzeugt, daß sie dich liebt!"

Eberhard lachte kurz auf.

„Ich bedauere, daß ich dir widersprechen muß. Die Sache liegt total anders!"

Ulrich schüttelte den Kopf.

„Warum willst du nicht wenigstens den Versuch machen, sie zu fragen?" beharrte er.

Eberhard biß nervös auf seinen Schnurrbart.

„Du gestattest mir wohl, meine Gründe zu verschweigen!" sagte er.

Ulrich seufzte.

„Er liebt eine andre!" dachte er bei sich, „was ist das für eine sonderbare Welt!"

„Noch eins, Ulrich!" sagte Eberhard, im Begriff aufzubrechen, „du giebst mir dein Ehrenwort, daß meine Cousine von den verwickelten Geldangelegenheiten in Rotmühl nicht ein Wort erfährt — wir kennen sie — sie wäre in ihrer Selbstlosigkeit imstande, mir jedes Opfer — auch das ihrer Neigung — zu bringen, um unsrer Familie, der sie einiges zu verdanken glaubt —"

„Der sie doch recht Beträchtliches verdankt!" ergänzte Ulrich ruhig, „ganz abgesehen von ihrer

Stellung als Kind des Hauses — ihr Vermögen hat sich unter der Vormundschaft deines Vaters einfach verdoppelt —"

Eberhard machte eine ungeduldige Bewegung.

„Einerlei, du begreifst, daß ich den Gedanken nicht ertragen könnte, sie in irgend einem Entschluß zu hindern; — wenn ihr heut der Mann begegnete, den sie zu ihrem Lebensgefährten wählen möchte, so darf kein Schatten einer Beeinflussung unsrerseits dazwischen treten. Also — Handschlag!"

Ulrich legte seine Hand kräftig in die des Freundes und sah ihm teilnehmend in die Augen.

„Du siehst sehr übel aus, Eberhard!" bemerkte er.

Eberhard zuckte die Achseln.

„Ostende ist mir schlecht bekommen!" sagte er mit eigentümlichem Lächeln, „schlaf wohl, Ulrich!"

Der Freund geleitete ihn bis an den Schloßhof.

„Schlaf wohl, Eberhard; guter Rat kommt manchmal über Nacht."

Eberhard beugte sich über den Hals seines Pferdes und klopfte ihm die Mähne.

„Jawohl, Ulrich — aber vom Himmel fällt er nicht! Nun — qui vivra, verra!"

Er grüßte zerstreut und ritt davon.

Ulrich sah ihm lange gedankenvoll nach.

„Was ist das — was ist das?“ murmelte er vor sich hin, als er in sein einsames Haus zurückkehrte.

* * *

Von diesem Tage an kam Ulrich wieder sehr oft nach Rotmühl. „Ich muß doch über die Sache ins klare kommen,“ sagte er sich und schwieg den stärkeren Beweggrund vor sich selber tot — daß, wenn Eberhard und Annemarie sich nichts waren und sein konnten — oder wollten — er vielleicht Hoffnung habe, die für ihn nicht allein die Erfüllung seines langjährigen Herzenswunsches bedeutete, sondern zugleich die Möglichkeit, Eberhard pekuniär zu halten. Ulrich hatte, wie die meisten Landwirte, kein Kapital übrig, das er dem Freund hätte zur Verfügung stellen können, aber er wäre in der Lage gewesen, das Vermögen seiner Frau auf unabsehbare Zeit in Rotmühl stehen zu lassen — und unterdessen konnten sich ja dort die Verhältnisse auch ändern!

Die Beziehungen, die zwischen Eberhard und seiner Cousine herrschten, waren für Ulrich völlig unverständlich. Sie verkehrten miteinander wie fremde, sich nur durch gesellige Rücksichten ver-

bunden fühlende Menschen — und er hatte ihr gegenüber oft einen gereizten, scharfen Ton, während sie immer ruhig, freundlich und gleichmäßig, aber eisig kalt gegen ihn blieb.

Die Baronin Aldenhofen, nur mit sich und ihren Leiden beschäftigt, wie viele kränkliche, alte Leute, gewahrte nichts davon und war befriedigt und glücklich in der Pflege der Nichte und der Anwesenheit des Sohnes.

Heute war Ulrich auch wieder zum Thee in Rotmühl gewesen.

Man saß nach beendeter Mahlzeit in der offnen Thür des Balkonzimmers, durch das man in die tiefe, nächtliche Dämmerung des Gartens hinaus sah — nur, wo der schwarze Waldstrich den Horizont begrenzte, stiegen die weißen Oktobernebel wallend und wehend auf und zogen langsam an den Tannenwipfeln entlang, wie grüßende Gestalten mit zerflatternden Schleiern.

Ulrich zog ein Tischchen an die Thür, setzte die Lampe darauf und holte das Schachbrett herbei.

„Wie wäre es, Annemarie?“

Sie lächelte ein wenig träge.

„Können Sie nie eine halbe Stunde unthätig sein?“ fragte sie scherzend.

„Schwer!“ erwiderte er ebenso.

Sie zuckte die Achseln.

„Nun denn, ich füge mich — ich bin immer ein sehr artiges Kind gewesen!“

„Das bist du!“ sagte die Baronin von ihrem Sofa aus, „nicht wahr, Eberhard?“

Sie blickte sich nach dem Sohne um, der am Kopfende ihres Lagers stand, „nun, sagst du gar nichts?“

„Wer schweigt, stimmt zu!“ erwiderte er kurz und trat zum Schachtisch, hinter Ulrich, um den Spielenden zuzusehen.

„Nehmen Sie sich in acht!“ sagte Ulrich, auf Annemaries Schachfiguren deutend, „dieser Zug wird Ihnen schaden!“

„Einerlei,“ erwiderte sie ruhig, „was ich mir einmal vorgenommen habe, führe ich aus!“

„Jawohl!“ bemerkte Eberhard scheinbar absichtslos.

Sie schien es zu überhören.

„Ich mache dich darauf aufmerksam,“ fuhr er in seinem höflichsten Ton fort, „daß ein falscher Zug sehr schwer zurück zu thun ist!“

Es lag eine versteckte Meinung in seinem Ton.

Sie blickte auf und sah ihn ein wenig spöttisch an.

„Ich glaube, das habe ich eher gewußt als du!“ sagte sie langsam.

„Pariert!“ murmelte er vor sich hin, „wo hast du denn das Wortgefecht gelernt, Annemarie?“ fügte er nach einer Weile nachlässig hinzu.

„Ich weiß nicht mehr!“ sagte sie, „man braucht ja nicht alles zu lernen! Es fliegt durch die Luft und man hat es begriffen — Hübsches und Häßliches! — Ihr König ist in Gefahr — hüten Sie sich vor mir, Ulrich!“ unterbrach sie sich.

„Ja, Ulrich, dazu rate ich auch mit aller Entschiedenheit!“ versetzte Eberhard.

„Bitte, willst du nicht da fortgehen?“ wandte sie sich im ruhigsten Ton an ihn, „es stört mich so sehr, wenn mir jemand beim Spielen zusieht!“

Er biß sich auf die Lippen.

„Pardon!“ sagte er, ging an den Tisch und nahm eine Zeitschrift zur Hand. Er schlug aufs Geratewohl auf und wendete die Seite nicht um, sondern starrte unverwandt darauf hin, ohne zu wissen, was er sah.

Die beiden Schachspieler wurden merklich munterer, seit er sie verlassen hatte. Wie Annemarie lachen

konnte! So hatte sie früher nie gelacht! Er schloß die rechte Hand fest zur Faust zusammen und legte sie auf den Tisch. „Nemesis!“ sagte er leise vor sich hin.

Um elf Uhr erhob sich Ulrich, um zu gehen.

„Wer hat die Partie gewonnen?“ fragte die Baronin vom Sofa aus.

„Die Sache ist noch unentschieden!“ erwiderte Annemarie und trat zu ihr, „Ulrich muß sehr bald wiederkommen — er will sich noch nicht als besiegt betrachten!“

„So?“ sagte Eberhard mit einem spöttischen Lächeln, „nun, was nicht ist, kann werden!“

„Wir wollen es hoffen!“ meinte Annemarie ruhig, „aufs nächstemal, Ulrich!“

Als Eberhard den Gast hinausgeleitet hatte und wieder ins Zimmer trat, war seine Mutter schon zur Ruhe gegangen, und Annemarie packte die Schachfiguren zusammen. Sie schien sein Eintreten nicht zu bemerken.

„Darf ich dir behilflich sein?“ fragte er, den Kasten öffnend.

„Bitte!“ erwiderte sie kühl.

„Du unterhältst dich sehr gut mit Ulrich?“ fuhr er in scheinbar gleichgültigem Ton fort.

„Sehr!“ sagte sie, ohne aufzusehen.

„Das überrascht mich eigentlich!“ bemerkte er, mit einem Gefühl von Zorn, das er sich selbst nicht erklären konnte, „er ist ja ein prächtiger, guter Mensch, aber doch nichts weniger wie interessant!“

Sie legte die erste Schachfigur sorgfältig in den Kasten, ehe sie antwortete. Dann blickte sie ihn plötzlich mit ihren großen, stolzen Augen fest an.

„Interessant?“ sagte sie ruhig, „nein, das ist er vielleicht nicht! Aber interessant braucht man ja auch nicht zu sein — nur ein Gentleman! — Gute Nacht, Eberhard!“

Wenige Tage nach dieser abendlichen Zusammenkunft kehrte Annemarie von einem Krankenbesuch im Dorfe heim. Als sie sich dem Hofe näherte, sah sie die Leute eifrig sprechend zusammen stehen. Der Reitknecht aus Brassenhof kam ihr eben im Thor entgegen; „ach, gnädiges Fräulein — der junge Herr ist mit dem Pferde gestürzt — sie haben ihn eben ins Haus getragen!“

Sie streckte mit einem leisen Ausruf des Entsetzens beide Hände aus — alle Farbe wich aus ihrem Gesicht. „Wo ist er?“ fragte sie fast unhörbar.

„Du kannst dich beruhigen, Annemarie!“ sagte

in dem Augenblick Eberhards Stimme dicht an ihrem Ohr, „er hat sich nur den Fuß verletzt und wird ein paar Wochen Ruhe halten müssen — das ist alles!“

Sie blickte mit einem verstörten, irren Ausdruck in sein Gesicht, auf dem ein finsterer, schmerzlicher Schatten lag.

„Wer?“ fragte sie mechanisch.

„Ulrich!“ erwiderte er kurz, „du kannst dich wirklich beruhigen!“

„Ulrich!“ sagte sie langsam vor sich hin und zwang sich, das überströmende Glücksgefühl totzuschweigen, das sie beim Klange seiner Stimme bewältigte — sie hatte *nur* an Eberhard, an die Möglichkeit gedacht, daß *er* gefährdet wäre. Aber das durfte er um keinen Preis ahnen, — verachtete sie sich doch selbst im nächsten Augenblick darum. Die Farbe kehrte langsam in ihre Wangen und Lippen zurück, während er mit leidenschaftlicher, zorniger Sorge in ihr Gesicht sah.

„Also er ist nicht schwer verletzt?“ sagte sie mit noch vor Erregung bebender Stimme, „nun, Gott sei gelobt!“

„Amen!“ erwiderte Eberhard mit einem Anfluge von Hohn, „die Veranlassung zu solch in-

brünstigem Dankgebet war unbedeutend genug — aber es kommt wohl in diesem Fall auf den Gegenstand der Dankbarkeit an."

Sie sah ihm fest und furchtlos in die Augen.

„Du hast recht!" sagte sie, „es würde mir sehr — furchtbar weh thun, Ulrich zu verlieren!"

Er faßte, ohne sich selbst seiner Heftigkeit bewußt zu werden, mit eisernem Griff ihre Hand.

„Und das sagst du mir?" knirschte er zwischen den zusammengebissenen Zähnen hindurch.

Sie machte sich mit einer ihren kleinen, stolzen Bewegungen los.

„Und warum nicht dir?" sagte sie mit einem kalten Blick und ging an ihm vorbei ins Haus, während er die Arme übereinander schlug und ihr nachsah, mit einem Gefühl, das ihm wie Haß erscheinen wollte! — Er hatte sich vor ihr verraten und gedemütigt, — und umsonst! — er, Eberhard Aldenhofen — der Sieggewöhnte — vor diesem kleinen Mädchen, der er so gleichgültig geworden war, wie sie ihm früher gewesen! „Nemesis!" dachte er wieder.

Und währenddessen war Annemarie langsam auf ihr Zimmer gegangen, ohne die Wohnstube, in der

man Ulrich bis zum Eintreten des Arztes auf die Chaiselongue gebettet hatte, zu betreten.

Da stand sie nun, inmitten ihres einsamen Zimmers und sah auf die schon verblassenden, roten Merkmale, die Eberhards zorniger Griff um ihr Handgelenk zurückgelassen hatte — plötzlich hob sie den Arm an die Lippen; „mein Liebster!“ murmelte sie leise vor sich hin und brach in Thränen aus.

* * *

Ulrichs Unfall wurde Veranlassung, daß er vierzehn Tage hindurch in Rotmühl blieb.

Ein Transportieren wäre nicht ohne starke Schmerzen und Unbequemlichkeiten für ihn möglich gewesen, auch wußten die Freunde ihn daheim ohne fürsorgende, weibliche Pflege, die ihm hier in ausreichendstem Maß zu teil wurde. Und wie verstand Annemarie zu pflegen!

Der Leidende wurde jeden Morgen die Treppe hinunter getragen und lag den Tag über auf der Chaiselongue im Wohnzimmer, um nicht zur Einsamkeit einer Krankenstube verurteilt zu sein.

Eberhard, dem diese Zeit zu einer wahren Folterqual sich gestaltete, sah mit täglich mehr verdüstertem Blick der unermüdlichen Sorgfalt zu, die seine Cou-

sine für den Patienten hatte. Ihm fehlte der klare Blick für die Sachlage, um sich zu sagen, daß die Unbefangenheit, in der das Mädchen mit dem Gast verkehrte, das sicherste Zeichen dafür sei, daß ihr Herz sich Ulrich gegenüber frei fühle. Er kam sich nur täglich mehr beiseite geschoben und überflüssig vor, und sein Stolz litt unter dem Gefühl in jedem Augenblick.

Ulrich selbst täuschte sich nicht mehr über die Empfindungen Annemaries. So blind die Eifersucht ist, so scharf sieht die Liebe! Ein verstohlener Blick, der zu Eberhard hinüber schweifte — ein Seufzer, wenn er das Zimmer verlassen hatte, — all diese scheinbar kleinen und unbedeutenden Zeichen verrieten dem jungen Mann, daß er alle Güte und Aufmerksamkeit der Freundschaft zu danken habe, und daß Annemaries Herz da sei, wo er es immer vermutet hatte.

Jedem Versuch seinerseits, das Gespräch auf diesen Punkt zu lenken, setzte Annemarie eine kleine, kühle Miene entgegen, durch die sie sehr erfolgreich unliebsame Erörterungen abzuschneiden verstand — es bedurfte deren aber auch nicht, und Ulrich litt schweigend fast ebenso wie die beiden andern,

wenn er sah, was Eberhard nicht sehen wollte — oder konnte!

Unter diesen Umständen atmete der Kranke förmlich auf, als sein Zustand sich so weit besserte, daß die Rückkehr nach Brassenhof möglich wurde.

Die Stunde der Abreise war gekommen, Eberhard und Annemarie wollten den Scheidenden bis zur Thür des Gartensaals geleiten. Bei der Baronin, die sich heute sehr leidend fühlte und ihr Zimmer nicht verließ, hatte sich Ulrich schon am Abend vorher verabschiedet.

Eberhard kam eben vom Feld heim und machte eilig ein paar Notizen in sein Taschenbuch, die sich auf heute noch zu erledigende Aufträge bezogen.

Jetzt trat Ulrich zu Annemarie und nahm ihre Hand.

„Danken kann ich Ihnen nicht," sagte er mit halb erstickter Stimme, „für alles, was Sie an mir gethan haben und mir gewesen sind — mag Ihnen das Leben und die Zukunft danken!"

Er sah ihr fest in die Augen, sie wendete mit einem unruhigen Ausdruck den Kopf ab.

„Annemarie!" fuhr Ulrich so leise fort, daß nur sie ihn hörte, und warf einen flüchtigen Blick

nach Eberhard, der noch am Tisch stand, „warum quälen Sie ihn so?“

Sie warf hochmütig den Kopf zurück.

„Ich verstehe Sie nicht, Ulrich!“ sagte sie eisig.

Eberhard, den das geflüsterte Gespräch der beiden völlig fassungslos machte, warf das Notizbuch mit einem harten Ton auf den Tisch und verließ das Zimmer.

Ulrich war traurig verstummt, aber das Bewußtsein, daß dies vielleicht die letzte Gelegenheit sei, den beiden so teuern Menschen zur Klarheit zu helfen, — sei es auch auf Kosten des eignen Glücks — gab ihm Mut.

„Verzeihen Sie dem alten Freund, Annemarie!“ begann er noch einmal mit weicher Stimme, „wenn er sich in Dinge mischt, die ihn scheinbar nichts angehen. Sehen Sie denn nicht, wie Eberhard leidet? — sehen Sie nicht, daß er —“

Er verstummte, denn Annemarie, die wie in Gedanken das kleine Taschenbuch ihres Vetters vom Tisch genommen und damit gespielt hatte, war totenblaß geworden, aber sie sah ihn voll und ruhig an.

„Sprechen Sie nicht mehr von Eberhard!“ sagte sie mit langsamem, schwerem Ton, „glauben

Sie mir, ich kenne ihn! — ich kenne ihn besser als ihr alle!“

Ulrich schwieg und küßte ihr die Hand — ihm war sehr traurig zu Sinne.

„Du wirst dich losreißen müssen!“ sagte Eberhard mit fremder Stimme, als er zur Thüre hinein trat, „der Wagen wartet!“

Die beiden Freunde verließen das Gartenzimmer. Kaum war die Thür hinter ihnen ins Schloß gefallen, als Annemarie mit einer ihr sonst fremden Hast das Taschenbuch öffnete und ein kleines Bild herausnahm, welches ihr, während Ulrich sprach, in die Hand gefallen war. Es stellte ein wunderschönes, dunkles Mädchengesicht dar mit großen, fragenden Augen und halbgeöffneten Lippen — und darunter stand: „Carmen — dem Freunde!“

Annemarie starrte in Gedanken verloren auf das Bild, als könnte sie sich nicht davon trennen.

„Ja, freilich — die!“ sagte sie leise vor sich hin, legte das Bild an seinen Ort zurück und brach in Thränen aus.

Sie gab sich ihrem Schmerz so rückhaltlos hin, daß sie es überhörte, als Eberhard wieder ins Zimmer trat. Er kreuzte die Arme über der Brust und sah sie lange schweigend an.

Plötzlich trocknete sie hastig die Augen und warf ihm einen trotzigen Blick zu.

Er trat einen Schritt näher.

„So schwer wird dir der Abschied?“ fragte er langsam.

Sie wurde glühend rot.

„Ja!“ sagte sie hart — aber sie dachte nicht an Ulrichs Scheiden.

„Ich verliere den Verstand!“ murmelte er zwischen den Zähnen.

Sie sah ihn kalt an.

„Ich glaube nicht!“ sagte sie und lächelte, — aber nur mit den Lippen — ihre Augen behielten einen finstern, drohenden Ausdruck.

Er wollte ohne ein weiteres Wort das Zimmer verlassen. Als er in der Thür war, rief sie seinen Namen — er wandte sich um.

„Du hast dein Taschenbuch vergessen!“

Er nahm es und sah sie fragend und zweifelhaft an. Sie hielt seinen Blick aus, ohne eine Miene zu verändern, dann ging sie an ihm vorbei zur Thür hinaus in den Garten.

* * *

Als Annemarie am nächsten Morgen zum Frühstückstisch trat, zögerte der Diener einen Augenblick, als hätte er ihr eine Mitteilung zu machen.

„Nun, was giebt es?" fragte sie, ohne von ihrer Beschäftigung mit Wasserkessel und Kaffeemaschine abzulassen.

„Halten zu Gnaden, gnädiges Fräulein," sagte der Mann, „Herr Baron werden wohl heut etwas später zum Frühstück kommen — im Zimmer des Herrn Baron hat es diese Nacht gebrannt, und da ist der gnädige Herr erst gegen Morgen zur Ruhe gegangen und schlief vorhin noch!"

„In dem Zimmer, wo das Feuer stattfand?" fragte Annemarie rasch und angstvoll.

„Nein, gnädiges Fräulein! Herr Baron sind nach dem Fremdenzimmer im zweiten Stock gegangen — die beiden Stuben waren dick voll Rauch!"

„Wer hat gelöscht?" fragte das Mädchen nach einer Pause.

„Herr Baron selber!" erwiderte der Diener, „wir haben erst heut morgen erfahren, was geschehen war. Die Gardinen des einen Fensters sind heruntergebrannt, und der Schreibtisch des gnädigen Herrn ist arg mitgenommen. Der gnädige Herr hat ganz

allein gelöscht!" setzte er mit Nachdruck hinzu, als erwarte er noch eine Frage.

Annemarie blieb aber stumm, und der Diener verließ das Zimmer, vor sich hin murmelnd: „Fragen hätte sie wohl können, ob er nicht zu Schaden gekommen ist." Dann ging er kopfschüttelnd an seine Arbeit.

Annemarie stand in tiefe Gedanken versunken am Tisch und schaute in die brodelnde Flamme unter dem Wasserkessel. Im selben Hause wohnend und lebend war sie doch von dem geliebten Vetter so getrennt durch den inneren Zwiespalt, als wenn Meere sie geschieden hätten — und kaum vor sich selber gestand sie es ein, wie ihr Herz zitterte, wenn ihm eine Gefahr drohte oder nur gedroht hatte. Sie kämpfte immer verzweifelter gegen dies Gefühl an! „Das Bild derjenigen, um derentwillen er mir die Treue gebrochen, trägt er im Taschenbuch auf der Brust!" sagte sie vor sich hin, „und es hat Tage geben können, wo ich mir einbildete, ihm nicht gleichgültig zu sein! Sein Hochmut hat ihn die Versöhnung suchen lassen — nicht sein Herz!"

Der, mit dem sich ihre Gedanken so anklagend beschäftigten, trat eben ins Zimmer.

„Ich muß nach Simmendorf!“ sagte er nach flüchtigem Morgengruß.

„Ohne Frühstück?“ fragte sie.

„Es eilt anscheinend!“ erwiderte er, ohne Platz zu nehmen, „ein paar Stück Vieh sind plötzlich erkrankt — ich will eiligst zum Rechten sehen!“

Sie schob ihm schweigend eine Tasse Kaffee hin.

„Lars sagte mir von deiner gestörten Nacht, danach wird dir dies ganz angenehm sein!“ bemerkte sie, als er das Dargebotene nicht berührte und sie nur gedankenvoll ansah.

„Du bist sehr besorgt für mich!“ sagte er in zweifelhaftem Ton.

„Das gehört zu meinen Obliegenheiten!“ erwiderte sie kalt.

Er stürzte das heiße Getränke auf einen Zug hinunter und wandte sich zum Gehen. An der Thür blieb er stehen.

„Bist du heut vormittag sehr beschäftigt?“ fragte er.

Sie sah ihn fragend an.

„Nicht außergewöhnlich!“

„Dann könntest du mir einen großen Dienst erweisen!“ sagte er höflich, „mein Schreibtisch hat

heute nacht gebrannt, und ich habe im Eifer des Löschens die Papiere durcheinander auf den Fußboden geworfen. Ich kann sie nicht gut von fremden Händen ordnen lassen, da alle Rechnungsbücher dabei sind. Hättest du die Güte, die Oberaufsicht zu führen, wenn Johann die Sachen inzwischen auseinander sucht und auf den Tisch legt, bis ich wiederkomme? Hier ist der Schlüssel zu meinem Schreibtisch!"

Sie neigte leicht den Kopf.

„Ganz gern!" sagte sie.

„Ich danke dir!" erwiderte er ebenso kalt und verließ das Zimmer.

Sie sah noch lange, wie in tiefen Gedanken auf die Thür, durch welche er verschwunden war — dann strich sie das Haar aus der Stirn. „Thorheit!" sagte sie leise vor sich hin.

Nachdem die Baronin aufgestanden war und in Annemaries Gesellschaft gefrühstückt hatte, begab diese letztere sich in Eberhards Zimmer. Sie hatte beschlossen, die Durchsicht der Papiere selbst zu übernehmen, es konnte sehr leicht ein indiskreter Blick auf Dinge fallen, die besser in der Familie blieben.

Der Schaden, den Feuer und Wasser angerichtet,

schien nicht allzu groß zu sein — ein paar halbverkohlte Blätter flatterten allerdings beim Öffnen der Thür vom Boden auf, und hier und da waren die Schriftzüge in den großen Wirtschaftsbüchern verlöscht — aber Annemarie hatte sich das Ganze schlimmer vorgestellt.

Mit der ihr eigenen, raschen Zierlichkeit ging sie ans Werk, legte die Bücher und Papiere schichtweis zusammen und beschloß, sie dann detailliert zu sichten.

Eine kleine, halbverkohlte Schieblade lag umgestürzt am Boden, ein Stoß Briefe war herausgefallen und über das Zimmer verstreut. Annemarie kniete hin und sammelte die einzelnen Blätter, hier und da einen Blick darauf werfend, um zu wissen, wohin sie dieselbe zu legen habe.

Ein halb versengtes Stück Papier, mit schwachen, zitternden Schriftzügen bedeckt, kam ihr in die Hand; sie las mechanisch: „Wenn du Annemarie eine dauernde Heimat in Rotmühl bietest — wenn du sie heiratest“ hier war ein Stück des Briefes weggebrannt — die folgenden Zeilen waren schwer zu entziffern. Annemarie dachte nicht mehr daran, ob sie ein Recht habe, diese Blätter zu sehen — sie

las mit brennenden, trockenen Augen und fliegendem Atem: „Mein heißester Wunsch ist diese Heirat seit Jahren — ich würde ruhig sterben, wenn ich das Gut in deinen Händen sicher wüßte und Annemarie an deiner Seite —“ hier bröckelte ein Stück des Blattes unter ihren Fingern weg — sie atmete schwer und strich sich das Haar von der Stirn — da — da waren noch zwei Zeilen: „Das Mädchen liebt dich — ich habe es ihr oft angesehen, wenn du kamst und wenn deine Briefe kamen — sie liebt dich, und du wirst sie wieder lieben — letzter Wunsch!“ — das war alles, was Annemarie zu entziffern vermochte — und es war genug!

Mit einem tiefen, jammervollen Aufstöhnen sank sie langsam in sich zusammen — die Hände vors Gesicht geschlagen — der Brief lag unbeachtet am Boden. Ihr war, als müsse sie sich vor sich selbst und der ganzen Welt verbergen in der grenzenlosen Erniedrigung, die man ihr angethan!

Jeder Augenblick ihres Brautstandes, jeder Sonnenblick des letzten Jahres kam ihr vergiftet und beschmutzt vor; — was sie in blinder, kindlicher Harmlosigkeit als Liebe und Zuneigung aufgenommen, war pflichtgetreue Befolgung eines väterlichen Wun-

sches gewesen — vielleicht ungern befolgt — aber doch befolgt!

O, wie widerwärtig war ihr alles, und vor allem sie sich selbst! Sie fand keine Thränen — empfand kaum einen Schmerz — nur ein sich mit jeder Minute verstärkendes Gefühl des Abscheues und des Gedemütigtseins. „Also das ist das Leben!" sagte sie laut vor sich hin — „nun sieh, wie du damit fertig wirst!"

Sie stand auf und fuhr mechanisch im Ordnen des Zimmers fort, die grausamen Worte summten ihr ohne Aufhören mit einem sinnlosen Klange in den Ohren — „sie liebt dich — ich habe es ihr angesehen" — ja freilich, und er hatte es ihr wohl auch angesehen, und aus Mitleid — sie biß die Zähne zusammen, um einen Aufschrei zu ersticken. „Ich glaube, ich überlebe es nicht!" sagte sie langsam für sich. Eine plötzliche, schwere Müdigkeit überkam sie, sie sank in den tiefen Lehnstuhl am Schreibtisch und legte den Kopf auf die gekreuzten Arme. So lag sie lange regungslos.

Als Eberhard von Simmendorf zurückkam und in das Gartenzimmer trat, fand er seine Mutter allein.

„Wo ist Annemarie? fragte er hastig.

„Ich habe sie seit dem Frühstück nicht gesehen!" sagte die Baronin etwas verstimmt, „ich dachte, sie hätte dich etwa ein Stück begleitet!"

Er lächelte sonderbar.

„O nein — dazu sind Wege und Wetter nicht mehr angethan! — ich werde mich einmal nach ihr umsehen, wenn du erlaubst, Mama!"

„Einen Moment, Eberhard!" rief die Baronin, als er schon in der Thür war.

Er blieb stehen — sichtlich ungeduldig.

„Wann denkt ihr eigentlich den bestimmten Termin eurer Hochzeit festzusetzen?" fragte seine Mutter.

Eine dunkle Röte stieg ihm in die Stirn.

„Ich möchte Annemaries Entschlüsse nicht beeinflussen!" sagte er und sah zu Boden.

„Aber erlaube mir eine Bemerkung!" fuhr die Baronin fort, „das scheint mir ein ganz falsch angebrachtes Zartgefühl! Von Annemarie kannst du doch eine Initiative in dieser Angelegenheit nicht verlangen!"

Er schwieg mit einem gequälten Ausdruck. Sollte er der Mutter sagen, wie die Sachen standen? Er sah in das bleiche, leidende Gesicht der alten Frau — nein — sie würde die Aufregung nicht ertragen!

„Wir werden die Sache besprechen, Mama,“ versicherte er beruhigend und küßte ihr die Hand.

Sie sah ihn zweifelhaft an.

„Verzeih, Eberhard,“ sagte sie bekümmert, „aber ihr seid ein sonderbares Brautpaar!“

„Ja, du hast recht!“ erwiderte Eberhard bitter und verließ den Gartensaal.

Er begab sich nach seinem Zimmer, innerlich etwas verwundert, daß das Ordnen der Papiere Annemarie den ganzen Morgen über beschäftigt haben sollte. An der Thür blieb er einen Moment stehen — drinnen war kein Laut zu hören.

Er schüttelte erstaunt den Kopf, drückte auf die Klinke und trat ein.

Im Zimmer sah es noch ziemlich bunt und wirr aus; der Boden war mit Papieren bedeckt, und an seinem Schreibtisch saß Annemarie, den Kopf auf die Arme gelegt, und schlief.

Die Herbstsonne schien auf ihr blasses, schmales Gesicht, dessen schuldlos reiner Ausdruck in dieser unbewußten Ruhe noch doppelt auffällig hervortrat. Eberhard stand wie verzaubert vor dem friedlichen Bilde — der Gedanke, daß er es gewesen, der den ersten Schatten auf dieses Kindergesicht geworfen,

daß er den schmerzlichen Zug um diesen kleinen Mund verschuldet habe, stieg ihm erstickend zu Kopf — er fühlte, wie sich seine Augen mit Thränen füllten, denen er nicht wehrte.

Die Selbstsucht, der Hochmut, die ihn so lange regiert hatten, zergingen in diesem Augenblick wie Schnee in der Frühjahrssonne — er fühlte, daß er jetzt und hier demütig auf die Kniee sinken und Verzeihung und Glück von der Hand erflehen könnte, die er fast widerwillig genommen und kalt und nachlässig festgehalten hatte — er liebte Annemarie, und er war bereit, um ihre Liebe zu werben.

Ein Wiederschein dieser Gefühle gab seinem schönen Gesicht einen eigen bewegten Ausdruck, wie er hier vor ihr stand und der nichts Ahnenden sein Gelübde ablegte, — er wollte alles wieder gut machen — und diese Aufgabe sollte die leichteste und süßeste seines Lebens sein!

Jetzt schlug Annemarie die Augen auf — sah einen Moment um sich, als müsse sie sich besinnen, wo sie sei, und lächelte dann Eberhard freundlich und glücklich zu. Aber ehe er noch sprechen konnte, verdüsterte sich ihr Gesicht plötzlich, sie erhob sich und strich das Haar von der Stirn.

„Ich habe geschlafen!“ flüsterte sie verstört.

„Und geträumt!“ fügte er hinzu — es hatte ihn eine eigne, zaghafte Verlegenheit überkommen, die er früher nie in ihrer Gegenwart gefühlt.

Sie sah ihn mit einem unaussprechlich schmerzlichen und finsteren Ausdruck an.

„Ja!“ sagte sie schwer, „auch geträumt!“

„Was ist dir?“ fragte er besorgt, „du siehst entsetzlich blaß aus! Hast du dich bei der Arbeit hier überanstrengt, Annemarie?“

Sie legte die eine Hand auf die Lehne des Sessels, wie um sich zu halten — die Füße zitterten unter ihr.

„Ich freue mich, daß ich dich allein sprechen kann, Eberhard!“ sagte sie dann mit einer seltsam veränderten, gealterten Stimme, „ich möchte dir etwas sagen.“ —

„Und das wäre?“ fragte er.

Sie kämpfte mit sich.

„Ich will dich um Verzeihung bitten!“ sagte sie dann kalt.

„Wofür?“ erwiderte er überrascht und trat einen Schritt zurück.

„Habe einen Moment Geduld,“ sagte sie und legte

die Hand über die Augen. Dann begann sie ganz ruhig: „Als du mir deine Erlebnisse in Ostende erzähltest.“

Er zuckte zusammen — es war das erste Mal, daß sie die Vergangenheit erwähnte.

„Da war ich sehr zornig auf dich!“ fuhr sie immer im selben Tone fort, „ich beschuldigte dich der Untreue und Lieblosigkeit — verzeihe!“

„Was meinst du?“ fragte er wie betäubt.

„Du hattest innerlich ja keine Pflichten gegen mich!“ sagte sie ruhig, „du erfülltest nur den letzten Willen deines Vaters — das wußte ich freilich nicht! Und darum mußt du verzeihen, wenn ich — Ansprüche stellte, zu denen ich nicht berechtigt war!“

Sie bückte sich und hob das halb verkohlte Blatt vom Boden auf.

„Beim Durchsehen deiner Papiere habe ich diesen Brief gefunden!“ sagte sie, ohne mit der Wimper zu zucken, „ich habe einige Zeilen gelesen — verzeih auch diese Indiskretion — aber es war wohl besser so!“

Er schlug sich vor die Stirn.

„War ich denn wahnsinnig, daß ich an diesen Brief nicht dachte?“ rief er heftig.

„Also du verzeihst mir?“ fragte sie nochmals und hielt ihm ihre Hand hin.

Er nahm sie nicht.

„Ich dir verzeihen?" sagte er dumpf und ohne sie anzusehen, „willst du mich verhöhnen?"

„Ich spreche im vollsten Ernst!" erwiderte sie fest, „dir ist ein großes Unrecht zugefügt worden — und mir freilich auch!" setzte sie mit wankender Stimme hinzu.

„Annemarie," begann er mit vor Erregung halb ersticktem Ton, „wenn du recht hast — wenn dir durch diesen unseligen Brief die Überzeugung geworden ist, daß ich dir damals auf Wunsch meines Vaters meine Hand anbot — kannst du denn nicht glauben, daß sich seitdem alles in mir geändert hat, daß ich —"

Sie schnitt ihm mit einer stolzen Gebärde das Wort ab.

„Das wußt' ich, Eberhard!" sagte sie, nicht mehr mit der verzweifelten, steinernen Ruhe von vorher, „das wußt' ich, daß du Kavalier genug bist, um mich jetzt gern glauben machen zu wollen, daß du aus freien Stücken das begehrst, was man dir aufgedrungen hat. Aber zwischen uns war alles zu Ende, ehe es begann — und was so von Grund aus zerrissen ist, soll man nicht zusammen zu bringen versuchen — das bleibt ein jämmerliches Flickwerk!"

Sie verstummte einen Augenblick und starrte zu Boden. Ihre Augen füllten sich langsam mit Thränen.

Eberhard vermochte sich nicht mehr zu beherschen — er breitete die Arme gegen sie aus.

„Annemarie, kannst du mir denn nicht glauben“ —

Sie erhob den Kopf.

„Hör auf, Eberhard — du beleidigst mich!“ sagte sie hochmütig.

Er trat einen Schritt zurück und verbeugte sich tief.

„Verzeih!“ sagte er, „du sollst mich nicht zum zweitenmal daran zu erinnern haben, was ein Gentleman zu thun hat!“

Er verließ ohne ein weiteres Wort das Zimmer.

* * *

Die Zeit ging so ihren langsamen, schweren Gang weiter — der Herbst verlor sich allgemach in den Winter, und tiefer Schnee deckte Garten und Park.

Ulrich hatte bald nach seiner Herstellung Brassenhof auf ein Jahr in Verwaltung gegeben und war fortgereist, um in neuen Eindrücken die Enttäuschung zu vergessen, die ihm daheim geworden — und

seine Briefe, die schon sehr viel frischer lauteten, gaben Hoffnung, daß ihm das Leben Ersatz bieten werde. Das las wenigstens Annemarie zwischen den Zeilen.

Eberhard war bleich und ernst. Der ganze sorglose Übermut, der ihn früher erfüllte und sein Wesen und Sein so unwiderstehlich machte, war gewichen; er konnte stundenlang sitzen und vor sich hinstarren, in die Zukunft hinein, in welcher der Augenblick immer näher rückte, wo er alles verlieren sollte, was ihm das Leben lebenswert machte — das Mädchen, das er liebte — den Wohnsitz seiner Väter — alles!

So saß er auch heute im dämmernden Wohnzimmer. Weihnachten war nicht mehr fern — am ersten Festtag wurde Annemarie mündig und Herrin auf Rotmühl. Im tiefsten Innern seiner Seele regte sich bisweilen der finstere Entschluß, sich — dies Hindernis aller klaren und einfachen Verhältnisse — aus dem Wege zu räumen. Dann konnte Annemarie Ulrich Bühls Neigung erhören — beide auf Rotmühl in Frieden leben — und seiner Mutter den Rest ihres Lebens, der ja ohnehin nicht mehr lange sein konnte, behaglich gestalten — und er?

Ihm ging ein Lied durch den Sinn: „Wo ist der Schnee vom vorigen Jahr?“ Wer würde seiner noch gedenken!

Nach langer Zeit einmal würde man vielleicht sein Bild den Kindern einer späteren Generation zeigen — „das war der letzte Aldenhofen auf Rotmühl — das Mädchen, welches er liebte, nahm einen andern — er konnte das Gut nicht mehr halten — da schoß er sich eine Kugel vor den Kopf,“ — und daran ließ sich eine gute Moralpredigt für die heranwachsenden Knaben schließen!

Er lachte vor sich hin, aber es war kein gutes Lachen!

Annemarie, die ihm gegenüber saß und eifrig nähte, blickte einen Moment mit bangem, schmerzlichem Ausdruck zu ihm auf, aber ehe er es gewahrte, hatte sie den Kopf wieder gesenkt.

So kam der Weihnachtsabend heran.

Annemarie hatte zum erstenmal den Tannenbaum nicht eigenhändig geschmückt; „wir sind ja keine Kinder mehr, Mama!“ sagte sie mit schwachem Lächeln, als die Baronin sich darüber wunderte, daß sie dieses sonst so liebe Geschäft andern Händen überließ.

Es wurde sehr dunkel draußen, und nur der Schnee leuchtete weit hinaus durch den Hof und Park. Noch nie war die Einsamkeit um Rotmühl Annemarie so bedrückend erschienen als heute! Der Diener, der die Posttasche und die Lampe brachte, wurde von ihr in dieser bangen Stimmung mit Freuden begrüßt.

Eberhard kam gleichzeitig herein, er stellte die Flinte, die er über die Schulter gehängt hatte, in die Ecke und griff nach der Zeitung.

Am Kamin ließ er sich nieder, den Kopf in die Hand gestützt, und sah zerstreut in die Blätter. Plötzlich stieß er einen leisen Ruf der Überraschung aus.

„Was hast du?“ fragte die Baronin, die auf ihrer Chaiselongue am Fenster lag und in den stumm funkelnden Hof hinaussah.

„Nichts von Bedeutung — ich las nur, daß ein früherer Bekannter — ein Graf Hasperg — das Majorat seines Neffen geerbt hat und schwer reich wird — vermutlich auch solide!“ setzte er mit dem harten Lachen hinzu, das ihn wohl das letzte Jahr gelehrt hatte.

„Hier ist ein Brief für dich, Eberhard!“ sagte Annemarie und reichte ihm ein großes Couvert, mit

einer Grafenkrone gestempelt. Er öffnete und las, dann lachte er wieder kurz auf und legte den Brief auf den Tisch. Nach einer Weile erhob er sich und verließ das Zimmer. Annemarie sah, wie er die Flinte über der Schulter, von seinem großen Hunde gefolgt, langsam über den Hof nach dem Walde zu ging.

In einer ihr selbst unerklärlichen Bangigkeit nahm sie das Blatt vom Tisch — es war eine lithographierte Anzeige:

Graf Hasperg auf Riedenhausen,
Carmen, Gräfin Hasperg,
Neuvermählte. Paris.

Dies eine Wort „Carmen" warf plötzlich für Annemarie ein grelles Licht auf die Vorgänge der letzten Minuten. Das Mädchen, das er in Ostende geliebt hatte, war vermählt — mit dem reich gewordenen „früheren Bekannten", von dem er gesprochen — und Eberhard — daheim verschmäht — da draußen vergessen — von tausenderlei bedrückt — ging mit der Flinte in den verschneiten Wald!

Ob ihre Folgerungen vernünftig seien, das machte sie sich nicht klar — mit einem dumpfen Angstruf flog sie zur Thür hinaus, die Treppe hinunter,

ohne des bitteren Dezembersturmes zu achten, der draußen heulend und sausend um ihren unbedeckten Kopf fuhr. Sie hatte die Landstraße erreicht, ehe sie selbst wußte, wie sie dahin gekommen war, und stand am Waldesrand mit fliegenden Pulsen; ihr Herz schlug tobend, wild und schnell, — wie wenn sie zu spät kam!

Nach welcher Richtung hatte er sich gewandt? O qualvolle Ungewißheit! Sie rang die Hände und schluchzte thränenlos auf. Und wenn sie ihn fand — was dann? Konnte sie ihn trösten über den erlittenen Verlust? Das fragte sie sich jetzt nicht — nur ihn finden, ihn wiedersehen, ungefährdet und unverletzt, oder mit ihm sterben! Denn daß sie ohne ihn nicht leben konnte, nicht eine Stunde, das brachten ihr diese Minuten tödlicher, unsinniger Angst zum grellsten Bewußtsein. Sie stürzte blindlings aufs Geratewohl vorwärts, hie und da Fußstapfen im weichen Schnee treffend, die ihr verrieten, daß sie nicht fehl ging.

Alles war so totenstill um sie her, nur das leise Knacken der kleinen Fichtenzweige, die, von der Schneelast geknickt, um sie her niederfielen, unterbrach das tiefe, winterliche Schweigen.

Eine scharfe Biegung des Weges brachte sie plötzlich an eine kleine Lichtung, und da stand Eberhard, die Flinte eben angelegt, den Hund neben sich. Ohne selbst zu wissen, warum, rief sie in angstvollem, wildem Ton: „Eberhard!“ und in demselben Augenblick ging die Flinte mit einem scharfen Knall los. Annemarie schlug mit einem schwachen Aufschrei die Hände vor die Augen und glaubte umsinken zu müssen.

Aber ein starker Arm legte sich schützend um ihre Schultern.

„Annemarie, was ist denn geschehen?“ sagte Eberhards weiche, tiefe Stimme. Sie fühlte plötzlich mit brennender, erschreckter Beschämung, wie unbesonnen, wie sinnlos ihr Betragen ihm erscheinen mußte, und machte sich hastig los.

„Verzeih!“ sagte er ruhig und trat zurück, „ich glaubte, du würdest ohnmächtig!“

„Und du lebst?“ fragte sie mit zitternder Stimme, und streckte die Hand nach ihm aus.

Er sah sie erstaunt an.

„Was ist dir?“ fragte er nochmals.

Sie ließ langsam und tief erglühend den Kopf sinken.

„Die Nachricht, die du heut abend bekamst!“ flüsterte sie fast unhörbar.

Er besann sich einen Augenblick.

„Die Vermählung Haspergs?“ sagte er dann endlich, als würde ihm erst jetzt der Zusammenhang der Sache klar, „und du glaubtest, der Kummer darüber — über jene längst vergangene und, weiß Gott, schwer gebüßte Thorheit würde mich in den Tod treiben? Nein, Annemarie, dazu gehören denn doch andre Dinge!“

„Ist es dir gleichgültig?“ fragte sie atemlos.

Er zuckte die Achseln und wandte sich ab. „Du glaubst mir ja doch nicht!“

„Ist es dir gleichgültig?“ wiederholte sie heftig.

Er faßte plötzlich ihre beiden Hände und sah ihr mit seinen leidenschaftlichsten Augen ins Gesicht.

„Hast du dich um mich geängstigt?“ fragte er in rauhem Ton.

Sie suchte sich erglühend los zu machen. „Ich dachte — an deine Mutter!“ murmelte sie unsicher.

Er ließ hastig los.

„Verzeih!“ sagte er kalt, „ich hätte beinah ein so grenzenloser Narr sein können, mir einzubilden, du hättest einmal — ein einziges Mal nur an

Eberhard Aldenhofen gedacht!" Er warf die Flinte über die Schulter und pfiff dem Hunde.

„Ich darf dich jetzt nach Hause bringen?" fragte er kurz.

Sie blieb stehen und antwortete nicht.

Er sah sie finster und drohend an.

„Mach ein Ende, Annemarie, — ich bin ja doch nur ein Mensch!" sagte er bitter.

Sie verbarg plötzlich das Gesicht in den Händen und schluchzte.

„Ich habe dich belogen, Eberhard, ich dachte nicht an deine Mutter, nicht an die ganze Welt, — nur an dich — nur an dich, wie ich's immer gethan habe!"

Er sah sie einen Moment sprachlos und regungslos an — dann zog er den Hut und stand mit gesenktem Kopf schweigend im winterlichen Walde.

„Was thust du, Eberhard?" fragte sie bange.

„Ich danke Gott!" erwiderte er einfach.

Sie trat einen Schritt näher zu ihm und legte ihm leise die Hand auf die Schulter.

„Freut es dich wirklich so?" fragte sie glücklich und zaghaft zugleich.

Er zog sie stumm in seine Arme.

„So darfst du nicht mehr fragen!" sagte er

dann kaum vernehmlich, „wir wissen's ja doch jetzt beide, daß wir ohne einander nicht leben können!"

Und durch die tiefe, ernste Waldstille klangen klar und vernehmlich die Weihnachtsglocken: Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!

# Zwei Schwestern.

(1871.)

Ach, wenn ich nicht gar so vernünftig wär'!

## Ein Brief.

Schloß G., Februar 18 . .

Schelten Sie mich einen Ruhelosen, gnädigste Frau — versichern Sie, meinem Worte nie mehr glauben zu wollen, ich gebe Ihnen in tiefster Demut recht, aber Sie dürfen nicht zürnen, wenn diesem Briefe der Schreiber in wenigen Stunden folgt, um wieder an Ihrem großen, behaglichen Eichentisch Ihnen gegenüber zu sitzen und — sich ausschelten zu lassen.

Ja, Frau Anna, diese Zeilen schreibe ich zwar noch in Schloß G., aber um mich her stehen gepackte Reisekoffer, das Zimmer sieht mich kahl und überdrüssig an, und im Familienkreis herrscht wahr-

scheinlich Verzweiflung, daß dem bereits sicher geglaubten Goldfinken die gestutzten Flügel so plötzlich wieder gewachsen sind und er davonfliegt. Doch nein — ich will meiner kleinen Zugedachten nicht unrecht thun, sie ist ein pikantes, liebes Mädchen, die nicht mehr nach mir geangelt hat, als schicklich, und deren dunkle Augen mir wahrlich hätten gefährlich werden können — wären sie nicht eben dazu bestimmt gewesen.

Ja — jetzt sehe ich Sie Ihren Kopf schütteln — Sie haben doch das rote Band um, was ich so liebe? — und höre Sie rufen: „Nein, über die Anmaßung des häßlicheren Geschlechts, und dieses einen vor allen andern!“ Und doch ist dieser eine der zahmste Vogel von der Welt und will nur seinen Zucker täglich aus der weißen Hand nehmen, die den Ring mit dem seltsamen Stein trägt, dessen Farbe sich so wenig bestimmen läßt wie die Farbe — Ihrer Augen!

Doch ich breche ab — Sie haben mir ja diese Sprache ein für allemal untersagt, — ich darf sie zu der alten Freundin, die mir alles sein will, außer was ich möchte, bei Todesstrafe — nicht doch, bei viel härterer — bei Verbannungsstrafe,

nicht mehr brauchen. So schließe ich denn, in dem angenehmen Bewußtsein, daß Sie mir morgen abend schon wieder das Lied vom Odenwald vorsingen werden. Für immer

Ihr ergebener Freund
G. v. Altstädt.

Die schöne Frau, deren schlanke Finger diesen Zettel soeben zerknitterten, war sehr nachdenklich geworden. Sie erhob sich und ging einigemale im Zimmer auf und nieder. Aber trotz ihrer Aufregung war ihr Schritt gemessen — Anna von Hohenstein ging nie rasch — sie wäre aus einem brennenden Hause mit demselben wiegend anmutigen Gange, wie im Ballsaal, gewandelt.

Nach der Art einsam lebender Personen hatte sie sich angewöhnt, laut zu denken, und ihre Kommentare zu dem eben gelesenen Briefe wurden auch jetzt hörbar. „Ich weiß nicht, was ich thun soll,“ sagte sie leise vor sich hin. „Ist es Schicksalswille, daß er, der sonst als Schmetterling Verrufene immer und immer wieder zu mir zurückkehrt? Soll ich nachgeben? Doch nein — ich darf nicht — ich darf nicht — es wäre ein Unrecht an mir und — ihm!“

Ein wehmütiger Ausdruck beschattete momentan

die schönen Züge der jungen Frau, und seufzend nahm sie wieder auf dem Sessel vor dem Kamin Platz. Was war es denn, was sie verhinderte, einem Manne, den sie liebte und von dem sie sich angebetet wußte, ihre Hand zu reichen? Was zwang sie, ihm gegenüber so streng die Rolle kühler Freundschaft festzuhalten, als ihr dies bisher gelungen war?

Sie kam sich zu alt vor!

Wer Anna von Hohenstein in ihrer jugendlichen Schönheit sah, mußte über diesen Einwand lächeln, und doch hatte sie vielleicht recht! Sie war siebenundzwanzig Jahre, seit drei Jahren Witwe, und der Mann, der sich nun schon seit längerer Zeit treu und vor aller Welt um sie bewarb, war nur um weniges älter als sie. Bei seinem veränderlichen Gemüt und leicht übersättigten Wesen durfte sie befürchten, daß, sowie er sich nicht mehr der Sorge hinzugeben brauchte, daß ihm ein andrer ihren Besitz streitig machte, und er sich bewußt war, auch dieses Herz, wie so viele andre, besiegt zu haben, er sich gleichgültig von der gepflückten Blume, dem erhaschten Schmetterling abwenden würde — und was blieb ihr dann? Ein ödes Herz und bittere Reuethränen! —

Sie schauerte leicht zusammen, die Flamme, halb heruntergebrannt, vermochte nur noch schwache Wärme zu verleihen, und die junge Frau wollte gerade aufstehen, um dem Diener zu klingeln, damit er die ersterbenden Kohlen wieder anfache, als feste Schritte auf dem Korridor einen tiefen, rosigen Schein in ihre Wangen trieben. Jetzt — jetzt — die Thüre sprang auf, und:

„Guten Abend, gnädige Frau, was sagen Sie zu dem Ungehorsamen, der Ihrem Befehl zum Trotz schon wieder bei Ihnen ist?" rief ein großer, schlanker Mann, mit gebräuntem Gesicht, weißer Stirn und einem Lächeln voll Herzensgüte und Fröhlichkeit, welches freilich nur selten den etwas gleichgültigen Ausdruck seiner Züge erhellte.

Anna hatte sich während dieser Worte gefaßt, und legte ihre kleine Hand ruhig in seine ausgestreckte Rechte. „Ich habe nichts verboten und nichts befohlen," sagte sie lächelnd, „es ist Ihr eigner Nachteil, daß Sie die stillen Abende bei einer alten, einsamen Frau dem fröhlichen Kreise in G. . . . vorziehn."

„Immer und immer wieder die alte Frau," rief er heftig und strich das reiche, dunkelbraune

Haar aus der Stirn. „Ach, Anna,“ fügte er hinzu, und nahm wieder ihre leise widerstrebende Hand, „Sie mögen mich plagen, soviel Sie wollen, bei Ihnen, und bei Ihnen allein ist home.“

Sie erhob sich und streckte die Hand nach der Klingel aus.

„Warum das?“ fragte er.

„Joseph soll Licht bringen,“ erwiderte Anna, „es wird schon so dunkel.“

Er wandte sich mißmutig ab. Das war die Antwort auf seinen Freudenruf, wieder bei ihr zu sein! „Sie ist kalt wie Eis,“ dachte er ärgerlich, „und ebenso spröde, es gleitet alles an ihr ab.“

Der Diener brachte jetzt Licht, und eine milde Helle ergoß sich über das behagliche Zimmer.

„So, mein Freund, nun setzen Sie sich an Ihren alten Platz, ich will Fräulein Dorn nicht rufen, damit Sie mir unbehindert von Ihrer verunglückten Mission erzählen können.“

„Ich kann Ihnen wenig genug sagen — es war das alte Lied. Erst fand ich die kleine Gräfin reizend, naiv, klug — kurz, was Sie wollen — dann merkt' ich die Absicht!“

„Und wurden gleich so verstimmt, daß Sie Hals über Kopf abreisten. Aber Herr von Altstädt!“

„Das ist gegen den Vertrag,“ rief er und sprang auf. „Sie haben mich immer beim Vornamen genannt, Anna, dabei bleibt's, und halten Sie die ausgemachten Bedingungen nicht, so bin ich frei, wie der Vogel in der Luft, und mache Ihnen eine Liebeserklärung. Gleich sagen Sie Georg!“

Er war vor ihren Stuhl getreten und sah wartend auf sie nieder.

„Nun ja,“ sagte sie mit ihrem ruhigen Lächeln, „so alte Freunde mögen sich immerhin beim Vornamen nennen. Also, Georg, Sie reisten mit der Ihrer Erwählten bekannten Absicht ab, sich mit ihr zu verloben.“ —

„Nie, nie hab' ich das gesagt, ich wollte sie nur kennen lernen!“

„Nun denn, sie kennen zu lernen — warum sollte sie denn nicht ebenso die Absicht haben, Ihren Wünschen freundlich entgegenzukommen?“

„Weil — nun, lassen Sie Heine für mich antworten:

Denn mich fesselt holde Bosheit,
Wie mich Güte stets vertrieben,
Willst du sicher meiner los sein,
Mußt du dich in mich verlieben!“

Frau Anna wandte leicht erblassend den Kopf ab. Also, daß er sich hier noch nicht Sieger glaubte, das fesselte ihn in ihre Nähe!

„Seien Sie gerecht, Georg," sagte sie, „es war wieder einmal Überdruß und Laune, was Sie so schnell vertrieb!"

Er sah sie einen Augenblick fest an, dann seufzte er mit komischem Widerwillen.

„Kann sein! — aber lassen wir das Thema von den Ursachen, die mich wieder zu Ihnen geführt haben, gnädige Frau — wir verstehen uns in dem Punkte doch nicht! — Setzen Sie sich lieber an den Flügel und singen Sie mir mein Lieblingslied vom Odenwald!"

Sie erhob sich und schritt nach der hellbeleuchteten Nische, wo das Instrument stand. Ihre Hände ließen leise die einfachen Begleitungsaccorde ertönen, und das alte, liebe, traurige Liedchen klang rein und halblaut durch das dämmernde Gemach. Georg saß am Kamin, sah und hörte mit einer Andacht zu, die sonst bei musikalischen Genüssen seiner unruhigen Natur fern lag, und erfreute sich an der Harmonie der einfach edlen Erscheinung und des schönen Volksliedes.

Frau Annas feines Profil hob sich bleich und klar von der braunen Zimmerwand ab, und als sie die großen Augen aufschlug und auf Georg richtete, da bedurfte es seiner ganzen Selbstbeherrschung, um nicht auf sie zuzueilen und ihr seine Liebe zu gestehen.

Sie hatte das mit feinem Taktgefühl sofort durchschaut und stand ruhig vom Flügel auf, indem sie scherzend sagte: „Jetzt muß ich Sie aber für ein Weilchen Fräulein Dorns Gesellschaft überlassen — ich will doch sorgen, daß Sie noch mit etwas anderem als nur mit dem Lied vom Odenwald erquickt heimkehren."

Als sich die Thüre hinter ihr schloß, versank Georg in tiefes Sinnen. Daß Anna die einzige Frau war, die für ihn paßte, unterlag keinem Zweifel. Gerade ihre Fehler, oder besser, das was ihr mangelte, — ihre unzerstörbare Ruhe, ihre aus Besorgnis vor dem Extrem entstandene fast übertriebene Vermeidung jedes Scheines moderner Frauenideen, ja sogar ihr entschiedener Mangel an wirklich geistigen Interessen — alles das sagte Georg zu, der im vielfachen Verkehr mit den verschiedensten weiblichen Wesen einen tiefen Widerwillen gegen gelehrte Damen, gegen emancipierte Mädchen und

ihresgleichen gefaßt hatte. Annas wahres, herzensgutes Gemüt, ihr sich stets gleich bleibendes, vornehm ruhiges Benehmen paßten ganz zu dem Bilde, welches er sich von der zukünftigen Herrin seines Schlosses entworfen hatte. Er sah sich bereits ermüdet von der Jagd kommend in seinen hohen, jetzt so leeren Speisesaal treten, sah Anna, mit einer Blume aus seinem Garten im blonden Haar, an seinem Tisch sitzen und ihn lächelnd willkommen heißen. Er sah ihre schönen, nie müßigen Hände abends schaffen und nähen, — für ihn!

Aus seinen wachen Träumen erweckte ihn Fräulein Dorns Eintritt. Sie war seit Herr von Hohensteins Tode Annas Gesellschafterin und eine jener selten angenehmen Personen, die stets merken, wenn man sie braucht und nicht braucht. Jetzt fing sie mit Georg ein gleichgültiges Gespräch an, und seine zerstreuten Antworten genügten ihr vollkommen, bis Anna wieder eintrat.

Als diese sich Georg gegenüber an den zierlich geordneten Theetisch setzte, legte sie eine kleine Photographie neben ihren Teller. Georg achtete nicht darauf.

„Wie lange Sie blieben,“ sagte er mit seinem gewohnten Ungestüm.

„Ich habe noch einen Brief geschrieben," erwiderte die junge Frau, „ich erwarte in diesen Tagen Besuch."

Georg blickte rasch auf. „Besuch?" wiederholte er erstaunt, „wen denn?" — Statt aller Antwort reichte Anna ihm das Bild. Georg konnte einen leichten Ruf der Bewunderung nicht unterdrücken, er glaubte ein reizendes Genrebild zu sehen. Es stellte die vornehme graziöse Gestalt eines jungen Mädchens dar. Der feine Kopf, dessen dunkle Haare wie auf altdeutschen Pagenbildern in einer kleinen Entfernung von den graden, schmalen Augenbrauen abgeschnitten waren, erhielt durch diese Anordnung noch einen besonders pikanten Ausdruck. Georg betrachtete mit großem Entzücken das liebliche Gesicht, die feine, griechische Nase, den kleinen, etwas spöttischen Mund und die großen, lebhaften Augen.

Anna beobachtete ihn schweigend, ein unhörbarer Seufzer verriet ihre Gedanken.

„Wer ist das?" frug Georg.

„Meine jüngere Schwester, auf die Sie sich freilich kaum mehr besinnen können," erwiderte Frau Anna; „sie will sich hier bei mir ein wenig zerstreuen. Wie gefällt Sie Ihnen, Georg?"

„Sie muß wunderschön sein,“ sagte Georg mit ungefährlicher Aufrichtigkeit, „wenn ich einen Menschen, der sich so frisiert, schön finden könnte, müßte sie mir gefallen. Gott sei Dank, Anna, daß Sie Ihre Stirn nicht mit diesen abscheulichen abgeschnittenen Haaren bedecken,“ fuhr er mit einem lobenden Blick auf Annas tadellos glatten Scheitel fort, „ich kann mir nichts Widerwärtigeres denken als diese Mode.“

„Das ist kein Verdienst von mir,“ erwiderte Anna mit verzeihlicher Befriedigung über diese entschiedene Mißbilligung, „einer Frau in meinen Jahren würde es schlecht anstehn, sich so zu kleiden, — außerdem habe ich nie das Gesicht gehabt, dem solche knabenhafte Haartracht stand.“

„Abermals Gott sei Dank,“ meinte Georg und wandte seine Aufmerksamkeit wieder dem Abendessen zu.

„Nun aber,“ sagte Anna erheitert, da Georg der kleinen, gefährlichen Karte keinen Blick mehr schenkte, „machen Sie sich auf ungeheure Opfer und Anstrengungen gefaßt. Daß ich mit meiner übermütigen Schwester hier auf verschiedene Bälle gehen muß, steht fest. — Sie wird die Zahl ihrer

Verehrer, von denen mir Papa schon voll Entsetzen schreibt, sicher noch vermehren wollen, und Sie dürfen uns als Kavalier servante nicht fehlen. Also legen Sie Ihre Alteherrenmiene ab und helfen Sie Margot sich amüsieren."

Georg runzelte schweigend und verdrießlich die Stirn. Es störte ihn, daß er jetzt immer eine dritte Person bei Anna treffen sollte. Die Dorn war nicht zu rechnen; sie war nie da, und wenn sie da war, so sprach sie nicht, sondern stickte. Er hatte sich gewöhnt, sie als eine Art von Tapisseriemaschine ohne Ohren und Augen anzusehn.

Kurz nach dem Abendessen brach er auf. Seine Verstimmung war Anna nicht entgangen. „Was ärgert Sie?" frug sie halblaut, als er sich empfahl.

„Ihr Besuch," erwiderte er kurz, „gute Nacht!"

Sie reichte ihm lächelnd die Hand. „Sie werden sich mit diesem Besuch aussöhnen, das hoffe ich bestimmt! Sie werden noch Margots eifrigster Tänzer!"

Er verbeugte sich stumm und ging. Er und tanzen! Mit einem spöttischen Achselzucken über die längst vergangene Zeit, wo er als erster Tänzer geglänzt hatte, zog Georg mißmutig den Hut tiefer in die Stirn und schritt seiner einsamen Wohnung zu.

*    *
*

Margot war angekommen, und die Schwestern lebten trotz ihrer großen Verschiedenheit sehr behaglich miteinander. Das schöne, verwöhnte Mädchen fand sich mit überraschender Schnelligkeit in das stille häusliche Dasein, sie hörte, trotzdem sie ganz unmusikalisch war, geduldig zu, wenn Anna sang, machte verkehrte Stiche an den musterhaften Stickereien ihrer Schwester, las in reizenden, etwas knabenhaften Stellungen, auf dem Fensterbrett sitzend, was die Leihbibliothek des Städtchens enthielt, bedeckte ihre schöne Stirn, trotz Georgs Entsetzen, nach wie vor mit den Pagenlocken und ging auf unmöglichen Absätzen, nur wenige Dinge und Menschen mit ihrem Witz verschonend, durch die Zimmer. Georg hatte sie erst mit feindlicher Kälte behandelt, bei ihrer gänzlichen Unbefangenheit gab sich das aber bald. Georg und Margot konnten sich anscheinend nicht gefährlich werden. Margot betrachtete die Herren im allgemeinen als Amüsement, sie war auch anspruchslos ihnen gegenüber, aber immer unter der Bedingung, daß sie von ihnen angebetet wurde. Georg war fast der erste Mann, der auch nicht einen Moment geschwankt hatte, seine Huldigungen hart-

näckig in ihrer reizenden Gegenwart einer andern darzubringen. In neun Fällen unter zehn hätte grade das Margots Ehrgeiz angespornt — diesmal durchschaute sie erstens die Sachlage und liebte ihre Schwester zu sehr, um ihr wehe zu thun, — und zweitens war sie vielleicht grade jetzt innerlich ein klein wenig mit andern Dingen beschäftigt — doch ich greife vor.

Georg hatte ihr einige Tage in sehr gezwungener und unnatürlicher Weise gehuldigt, um Anna aus ihrer Ruhe zu bringen — aber er hatte es zu deutlich gemacht — Margot war entrüstet, und Anna lachte.

Seitdem hatte sich eine Art von guter Kameradschaft zwischen ihnen gebildet — Georg jammerte ihr über Annas hartnäckige Zurückweisung vor, und Margot, bald mit gutmütigem Spott, bald mit klugem Rat, half ihr über manchen trüben Augenblick hinweg.

So dämmerte denn wieder ein Abend in Annas behaglichem Wohnzimmer, und der unruhige Schein des Kaminfeuers beleuchtete wieder zwei Personen, die einander gegenüber saßen. Die eine ist Georg, ein wenig abgespannt, rauchend, zerstreut, mit einem

schwermütigen Zuge um den Mund. Ihm gegenüber sitzt Margot, ihrem Bilde sehr ähnlich, nur noch geschmückt mit den frischesten, schönsten Farben, großen, hellbraunen Augen, im Moment ein wenig verdrießlich dreinschauend, und im modernsten aller modernen Anzüge. Aber Georg sieht sie nicht an, er starrt ins Leere, an ihr vorbei, und bereits die zweiten zehn Minuten sind verstrichen, ohne durch etwas anderes unterbrochen zu werden, als durch Margots zierlichen Fuß, der im Takt einer in Gedanken gehörten Polka den Boden klopft.

Jetzt unterbricht sie das Schweigen, indem sie mit unverkennbarer Ungeduld ausruft: „Nein, Herr von Altstädt, heut sind Sie zu interessant — das glimmende Ende ihrer Cigarre ist das einzig Lebende an Ihnen — und nun seufzen Sie auch noch! Würden Sie es mir übel nehmen, wenn ich sanft einschliefe, bis Anna kommt? da wir doch beide nicht reden, könnt' es Ihnen ja gleichgültig sein! Gute Nacht!“ — und Margot schloß die Augen.

Georg raffte sich gewaltsam auf:

„Verzeihen Sie, Fräulein Margot, ich bin heute nicht ich selbst — seien Sie froh, daß Sie solche Stimmungen nicht kennen! Ich bin nun einmal ein

ungenießbarer Geselle und werde die nächsten Tage nach meiner Höhle reisen, um „fern von Madrid" nachzudenken!"

„Über was?" —

„Verlangen Sie nicht, daß ich Ihnen das sage!"

Und Georg stöhnte und bedeckte die Augen mit der Hand. Margot sah mit einem unbeschreiblich komischen Ausdruck nach ihm hin. Mitleid und Lachlust kämpften auf ihrem Gesicht, doch endlich siegte die letztere, und sie lachte hell auf. Georg erhob sich, dunkelrot bis zur Stirn.

„Ich empfehle mich Ihnen, gnädiges Fräulein."

„Halt, halt," rief Margot, noch immer lachend, und machte eine Bewegung, um ihn zurückzuhalten. „Sein Sie vernünftig und bedenken Sie, daß jedes Leid achtungswert, Liebesleid nur lächerlich ist. Ich fühle ja mit," setzte sie mit komischem Pathos hinzu, „ich will als Schutzgeist über Ihnen schweben, und Ihnen helfen, meine eigensinnige Schwester zu gewinnen, — aber wenn Sie stöhnen, will ich lachen — bitte erlauben Sie mir das!"

Georg sah im Anfang dieser Rede noch sehr würdevoll aus, bei Margots Anerbieten, ihm zu helfen, erheiterten sich seine Züge, und bei ihren

letzten Worten sank er bereits wieder auf seinen Platz und antwortete halb mürrisch, halb lachend:

„Schön, spotten Sie — ich werde mich gelegentlich rächen, wenn Ihr Kieselherz einmal selber das durchmacht, was Sie an andern verhöhnen. Wollen Sie mir aber wirklich helfen, liebes Fräulein, so gehen Sie zu Ihrer Schwester, sagen Sie ihr, daß ihre Einwände nichtig sind, und überreden Sie sie, daß sie nachgiebt."

„Wie männlich," sagte Margot, in komischer Andacht die Augen zu ihm erhebend. „Der gerade Weg ist der beste — immer aufrichtig — ehrlich — und riesiges Mißglücken ist die unausbleibliche Folge. Nein, mein lieber Herr von Altstädt, Anna überreden, ist ein Ding der Unmöglichkeit, sollten Sie noch einmal mein Schwager werden, so wird Ihnen das klar werden, aber man müßte — nein, nein — doch nein, es geht nicht —"

„Was — was, liebes, gnädiges Fräulein, seien Sie barmherzig, lassen Sie alle Rücksichten beiseite, ich bin ja ein alter Mann — hoffentlich einmal Ihr Bruder!"

Margot setzte mehrmals zum Sprechen an, — errötete, sah auf ihre Stiefelspitze und schüttelte den Kopf.

„Hören Sie mich an," fuhr Georg fort, „ich kann nur mit Ihrer Schwester glücklich werden, ich kenne ja viele Frauen und Mädchen — keine paßt so für mich! Ich habe mich in Sie verlieben wollen, liebe Margot, ich konnte nicht, beim besten Willen nicht!"

Margot brach in ein unauslöschliches Gelächter aus. Georg schlug sich vor die Stirn:

„Verzeihen Sie, verzeihen Sie," rief er, „ich will jetzt nicht galant sein!" —

„Nein, nein," beruhigte Margot, sich die Augen trocknend, „darüber machen Sie sich keine Sorge, Sie sind es durchaus nicht."

„Und ich bin ganz überzeugt, daß jeder andre Mann, der Sie kennt, sofort sein Herz an Sie verlieren müßte, aber eben, das ist doch der beste Beweis, daß ich nur für Anna Augen habe, denn wie könnte man sonst mit einem so schönen, geistreichen Mädchen —"

„Schon gut, schon gut," unterbrach ihn Margot, „ich schenke Ihnen die Komplimente."

„Mein Gott, das gehört ja zur Sache," rief Georg ungeduldig, „ich muß Ihnen das doch sagen. Also sehen Sie — trotzdessen bringe ich Anna nicht

zu der Überzeugung, daß sie mir mehr ist, als alle jungen Mädchen zusammengenommen. Ich war eben ein Narr, daß ich nicht damals, wie ich immer im Hause Ihrer Eltern war, das bindende Wort sprach — da zählte Anna freilich erst fünfzehn Jahr! Hätte ich da wenigstens ihren Bruder zum Vertrauten gemacht, aber — mein Gott, ich war Forstakademist, ein Junge im wahren Sinne des Wortes, und hatte die Courage nicht, an eine so „erwachsene“ Handlung wie Verloben zu denken. Anna war viel lebhafter und lustiger als jetzt — Sie, Fräulein Margot, waren ja noch so gut wie unsichtbar — und wir drei — Ihr Bruder Karl, Ihre Schwester und ich spielten und ruderten und sangen miteinander in allen Ferien. Und dann kam ich wieder einmal hin, da sagte Ihre Frau Mama in der liebenswürdigsten Weise in meiner Gegenwart zu Anna: „Nun mußt du aber den Georg nicht mehr du nennen, liebes Kind, er ist ja ein großer Mensch und nimmt es dir am Ende übel.“ Und ich dummer Junge stand dabei und wurde rot bis über die Ohren und sagte nichts. Da hieß es denn „Sie“ — und wie ich das nächstemal zu Ihren Eltern kommen wollte, brachte mir der Post-

bote ein paar Tage vorher ein zierliches Couvert, Ihre Schwester Anna und Herr Hauptmann von Hohenthal empfahlen sich als Verlobte, und ich stand wohl eine Viertelstunde mit der Karte in der Hand und las an den paar Zeilen, als wären es Hieroglyphen, und wie ich's begriffen hatte, da begriff ich auch, daß ich Anna mehr lieb gehabt hatte, als im Augenblick für mich gut sein konnte! — Nun, ich war noch ein Kind, mir brach auch nicht das Herz — ich ging noch ein paar Jahre auf die Lehre zum Oberförster — da kam meines Vaters Tod, und ich mußte das Gut übernehmen, da habe ich denn ganz vergnügt und zufrieden gelebt — ich war sogar auf dem Punkt, mich zu verloben — da spielt mir der Zufall die Zeitung mit Herrn von Hohenthals Todesanzeige in die Hand — und ich wußte, woran ich war!" —

Georg schöpfte tief Atem:

„So, das war eine lange Geschichte, Fräulein Margot," sagte er, „was dann geschah, wissen Sie — ich kam, sah — siegte aber nicht, sondern holte mir einen Korb nach dem andern, wenn er auch immer sehr nett vergoldet war — und ich bin doch fest entschlossen, nicht eher zu weichen, bis Anna

ihre thörichten Bedenken von „zu alt,“ von „nur Freundschaft“ und dergleichen fallen läßt. Wollen Sie mir nun helfen, Fräulein Margot, wollen Sie? Dann sagen Sie mir, was Sie sich ausgedacht haben, aber bitte, kurz und schnell, ich bin ein sehr ungeduldiger Mensch!“

„Ja,“ erwiderte Margot lachend, „das hab' ich schon bemerkt. Indes,“ fuhr sie fort und reichte Georg herzlich die Hand, „da Sie so brüderlich offen gegen mich waren, will ich auch das Meine thun — und wenn es auch mißlingt, am Ende war's ein Scherz, und solch ein Scherz, gewiß, macht keinem Menschen Schande, sagt schon Körners Gouvernantenzögling — also — aber denken Sie nicht schlecht von mir, — ich bin nicht unweiblich, ich will nicht Postbeamter werden oder einen Kneifer tragen —“

„Und sie kommt nicht zur Sache,“ murmelte Georg, wie er glaubte, unhörbar.

Margot war bereits wieder vor Lachen sprachlos. Georg strich sich mit der Bewegung höchster Nervosität die Haare aus der Stirn, schürte das Feuer und sah sie ingrimmig an.

„Nun denn,“ sagte das Mädchen jetzt, „ich

spreche ohne Rückhalt, — Sie sollen mit mir zusammen eine kleine Komödie aufführen, wenn Anna in ihrem Entsetzen darüber sich nicht verrät, so gebe ich Ihnen das Versprechen, von dem Tage an dünne Zöpfchen und glatte Scheitel zu tragen. Sie müssen mir von heute abend an den Hof machen — aber ernsthaft — nicht so wie bisher — und" —

Georg schüttelte niedergeschlagen den Kopf. „Wenn das alles ist, so sind wir nicht weiter als bisher. Ich habe Ihnen ja zu dem Zwecke schon zwei Tage den Hof gemacht, und es war ihr ganz gleichgültig."

„Natürlich," erwiderte Margot, „weil sie da merkte, daß es nur geschah, um sie eifersüchtig zu machen. Stellen wir uns aber beide gehörig an — ich auch — ich auch," rief sie, in die Hände klatschend, „das finde ich so belustigend! — da wird sie schon in die Falle gehn. Also Sie lieben mich von heute an, hören Sie? Nun, seufzen Sie doch nicht wieder so schrecklich! Sie sollen Ihrer zukünftigen Schwägerin ein paar Tage den Hof machen — zu Ihrem eigenen Besten — das ist doch kein Unglück! Zu meinem Vergnügen ist es wahrhaftig auch nicht!" — Margot warf verdrießlich den Kopf zurück.

„Mein gnädiges Fräulein," rief Georg angst-

erfüllt, „seien Sie doch nicht böse, ich — ich freue mich ja sehr auf den Spaß — helfen Sie mir aber nur, geben Sie mir manchmal einen Wink, wenn ich mich gar zu dumm anstelle, ja?“

„Ja!“ erwiderte Margot feierlich, „der Bund ist geschlossen — es kann losgehen!“

Und es ging los. Bereits denselben Abend mußte Anna zu ihrer nicht gerade angenehmen Überraschung bemerken, daß Georg beharrlich an Margots Seite saß, bei ihrem Gesang ziemlich hörbar mit der jungen Dame lachte und plauderte und bei Tisch zweimal vergaß, ihr zu antworten, weil er mit Margot eine Art von Zeichensprache führte.

Unmittelbar nach dem Abendessen setzte sich Anna mit ihrer Näharbeit an den großen Tisch, die Dorn ihr gegenüber. Georg und Margot hatten unglaublich lange mit dem Zusammenlegen ihrer Servietten zu thun. Nun kamen sie.

Margot nahm in einem der niedrigen Stühle am Kamin Platz und bewegte einen großen, schwarzen Fächer auf und ab. Georg stand schweigend, entschieden zweifelhaft und verlegen, neben Anna, deren Lippen energisch geschlossen blieben.

„Singen Sie uns heute nichts, Anna?“ frug er jetzt.

„Liegt Ihnen etwas daran?“ erwiderte Anna mit anscheinender Gleichgültigkeit.

Ehe er eine, wahrscheinlich sehr lebhafte Antwort geben konnte, rief Margot mit einem Anna entgehenden Augenwink:

„Herr von Altstädt, ich bin müde zum Sterben, bitte, nehmen Sie mir die ungeheure Arbeit ab, mir Luft zuzufächeln.“

Georg erschien zögernd. Margot sah ihn an und zuckte unmerklich die Achseln. Er ließ sich widerwillig auf einer kleinen Fußbank neben ihr auf ein Knie nieder und fächelte mit wahrer Wut, dabei leise flüsternd: „Sie nimmt's übel!“

„Vortrefflich!“ flüsterte Margot zurück, „immer zu!“

„Ich will nicht mehr,“ erwiderte er im selben leisen Ton, immer fächelnd.

„Dummes Zeug, Sie müssen! (wieder im tiefsten pianissimo) wollen Sie morgen wieder für anderthalb Jahr auf dem alten Fuß mit ihr stehen? Hören Sie jetzt auf, so fange ich nicht wieder an, wenn Ihnen die Laune kommt! Also — ja oder nein?“

„Ja!“ seufzte Georg.

Anna saß am Tisch, der Ärger färbte ihr Gesicht etwas höher. Sie sprach unaufhörlich mit der Dorn, längere Sätze als je vorher, nur um sich nicht den Anschein zu geben, als horche sie auf das Geflüster der beiden. Mit der Zeit wurde die Unterhaltung am Kamin lauter, Margots Lachen tönte herüber, zuletzt lachte Georg mit, sie neckten sich wie zwei Kinder.

„Margot scheint ja sehr witzig zu sein," sagte Anna zu Fräulein Dorn. Diese nickte lächelnd, ihre gewöhnliche Art, sich an der Unterhaltung zu beteiligen.

„Anna," rief jetzt Margot herüber, „wenn ist der Kasino-Ball?"

„Warum?" frug Anna ungewöhnlich kurz.

„Herr von Altstädt hat mich soeben zum Kotillon und zu Tisch dafür aufgefordert."

„Es ist ja nicht wahr," zischte Georg.

„Schadet nichts (leise). Also Anna, wenn?"

„Sonnabend", erwiderte Anna, „du weißt es ja!"

Margot rieb sich die Hände. „Also Sonnabend, hören Sie, Georg?"

Anna fuhr zusammen. „Was hast du denn," frug Margot besorgt aufspringend.

„Ich habe mich in die Hand gestochen,“ erwiderte Anna leise.

Margot stand hinter ihr, zeigte mit einem Finger auf sie, sah sie von der Seite an und machte ein so komisch verschmitztes Gesicht, daß Georg in Lachen ausbrach.

„Ist es Ihnen so lächerlich, daß ich mich gestochen habe?“ frug Anna mit zitternder Stimme.

„Ich schnitt ihm ein Gesicht,“ erwiderte Margot ruhig, „ich war schuld, ich ganz allein!“

„Nein, ich war ebenso schlimm,“ sagte Georg, der sich jetzt zu amüsieren begann, „wissen Sie, Fräulein Margot, wir sind eigentlich wie Max und Moritz aus dem Bilderbuche!“

„Und wer bin ich?“ fragte Anna!

„Sie sind niemand,“ sagte Georg unbedacht, biß sich aber hastig und erschreckt auf die Lippen, als Anna, ohne ein Wort zu sprechen, in Thränen ausbrach. Margot flüsterte ihm nur hastig zu: „Gehen Sie,“ und er verbeugte sich vor Anna und gab Margot die Hand. Diese geleitete ihn bis zur Thür und zeigte lautlos mehrmals mit dem Finger nach der Stirn. Georg war noch halbtot vor Entsetzen, er konnte so nicht gehn. In der Thür drehte er noch einmal um.

„Frau Anna, gnädige Frau,“ begann er, „Sie werden — Sie können doch nicht denken, daß ich sagen wollte — ich meinte natürlich niemand in dem Buche! Soll ich das erstemal von Ihnen gehen, ohne daß Sie mir gute Nacht sagen?“

Sein warmer Ton rührte Anna umsomehr, als sie ihn so unbeschreiblich vermißt hatte. „Nein, Herr von Altstädt,“ erwiderte sie, mühsam lächelnd, „ich weiß das wohl, ich bin nur heut überhaupt so nervös, so nicht ich selbst — gute Nacht!“ Sie reichte ihm die Hand, und Georg ging, ganz geknickt. Im Flur kam ihm Margot nach. Sie sah verlegen aus, aber sie lachte. „Meine Schwester ist bereits ohne einen gnädigen Blick auf mich zur Ruhe gegangen, und ich war doch unschuldig an der Geschichte! Aber das Mittel schlägt an — die ruhige, vernünftige Anna in Thränen! Sie machen ihre Sache ganz leidlich, Herr von Altstädt, aber wenn Sie mir noch einmal mit einem so wütenden Gesicht Luft zufächeln, dann — nun, womit soll ich Sie strafen? — Dann mache ich Ernst und heirate Sie! Gute Nacht!“

* * *

Du lächelndes Kind voll Unbestand, was soll dein
tötliches Scherzen?
Wie mit dem Fächer in deiner Hand spielst du mit
blutenden Herzen!

Dem stürmischen Abend in Annas Gemüt folgte ein trüber, aber stiller Morgen. Sie sagte sich, daß sie ja gewollt hatte, Georg und Margot möchten sich lieben lernen, sie selbst hatte ihn mehr wie einmal verschmäht und nun — mußte sie die Folgen tragen. Jener für die Betreffenden selbst wie für deren Umgebung so quälende Zustand von Opferfreudigkeit und Resignation hatte sich ihrer Seele bemächtigt, und im Grunde dachte sie noch, ohne es sich zu gestehen: Es ist nur eine flüchtige Courmacherei, zuletzt kehrt er doch zu mir zurück, wie bisher immer!

So sah sie denn den Balltag herannahen, und der Thermometer ihrer Stimmung sank — sank unter Null. Georg hatte nur Augen für Margot, sogar ihren Bekannten fiel es schon auf, wie er nie von ihrer Seite wich. Anna besuchte pflichtschuldigst alle Konzerte, Margot natürlich mit ihr. Georg bekam seine geheimen Direktionen und bat, was er noch nie gethan, um ein Billet zu dem nächsten.

„Es ist nur Instrumental-Musik," erwiderte Anna kühl, „es wird Sie wieder langweilen!"

„In angenehmer Gesellschaft," murmelte Georg.

„Schön," erwiderte Anna und wendete sich ab.

„Ich gehe nach der Stadt," sagte Margot, „ich besorge die Eintrittskarten!"

„Sie," rief Georg mit gut gespieltem Enthusiasmus, „wie soll ich Ihnen danken!"

„Bringen Sie mir ein Bouquet mit," war die lachende Antwort.

„Mit Wonne — welche Farbe werden Sie im Haar tragen?" —

„Können Sie fragen — hellrot!"

„Meine Lieblingsfarbe," sagte Georg mit Flötentönen.

Margot senkte die Augen.

„Eben deshalb," erwiderte sie halblaut.

Anna stand auf Kohlen. „Kleine, greuliche Kokette," dachte sie, und Gefühle, die sonst ihrem Herzen fremd waren, bestürmten sie. Sie hätte ihre hübsche kleine Schwester herzlich gern denselben Tag nach Hause geschickt.

„Also rot," wiederholte Georg und schickte sich zum Gehen an. „Brennende Liebe."

Mit diesen Worten ging er und pfiff vor innerem Vergnügen über den Ärger seiner Erwählten den Faustwalzer — ganz falsch — Georg sang und pfiff immer falsch und infolge davon gern und viel wie alle unmusikalischen Leute.

Anna machte einige vergebliche Versuche, ruhig zu bleiben, endlich aber wandte sie sich zu Margot und sagte im künstlichen älteren Schwestern Tone:

„Meine liebe Margot, Papa hat mir von deiner unglückseligen Neigung geschrieben, Leute durch dein Benehmen zu irrigen Schlüssen zu veranlassen — mit einem Wort — doch nein. Ich wollte dich nur bitten, auf Herrn von Altstädt, wenn nicht als ehrenhaften Menschen, so doch als meinen langjährigen Freund einige Rücksicht zu nehmen. Wozu giebst du dir den Anschein, als interessiertest du dich für ihn? Es kann dir doch keine Freude machen, ihm den Schmerz einer Zurückweisung zu bereiten, hingegen —"

„Das will ich auch gar nicht," erwiderte Margot, scheinbar befangen, und wandte sich ab, als erröte sie.

Anna schrak heftig zusammen.

„Hast du dich wieder in den Finger gestochen?" frug Margot teilnehmend. „Ach nein, du hast keine Nadel. Also höre zu, liebe Anna, du hast mir ja

gesagt, weißt du noch, den Abend, wie ich kam, du wärest fest entschlossen, seine Bewerbungen nie anzunehmen. Da dachte ich, es wäre ihm vielleicht gleich, wenn es doch in der Familie bliebe — und als Schwager wäre er dir ja sehr angenehm — nicht?"

„Hat er sich schon ausgesprochen?" frug Anna bleich, aber fest.

„Nein," sagte Margot ehrlich, „er hat noch gar nichts derartiges geäußert, aber es kann ja noch kommen! Bis jetzt, zu dir gesagt, habe ich noch keinen bestimmten Grund anzunehmen, daß er es thun wird, aber ich — weißt du — in solchem Falle glaubt man immer, was man wünscht!"

Anna seufzte und schwieg.

Der Balltag nahte heran. Georg kam am Morgen, um sich Instruktionen von den Damen zu holen, und Anna ließ ihn bescheiden, daß sie zu sehr beschäftigt sei, um ihn zu sprechen. Margot, in der lustigsten Stimmung, nahm ihn an und lachte ihn wegen seiner Trübsinnigkeit aus.

„Ich fürchte, ich fürchte, Ihr Mittel war zu wirksam, Fräulein Margot," sagte Georg, der bleich und niedergeschlagen aussah, „Anna ist ganz verändert gegen mich und hat mir gestern schon ver-

blümt angedeutet, sie wäre der Sache — das heißt einer Verlobung zwischen Ihnen und mir — durchaus nicht abgeneigt. Wenn sie das auch mit trauriger Miene sagte, so sagte sie es doch!“

„Nun ja,“ erwiderte Margot, „das soll sie eben! Im Grunde denkt sie noch immer, es ist nur eine Courmacherei, und so lange sie das glaubt, verrät sie sich auch nicht. Hören Sie nun aber, was ich vorhabe. Heut auf dem Ball muß die Sache zur Entscheidung kommen, denn Sie werden schon ganz matt in Ihren Anstrengungen, den eifrigen Verehrer zu spielen. Also Sie führen Ihre Rolle heut abend noch durch, und gegen das Ende des Festes gehe ich zu Anna und sage ihr mit dem nötigen Pathos, wir hätten uns verlobt und Sie würden gleich kommen, um ihre Einwilligung zu erbitten. Dann wird sie sich schon merken lassen, wie ihr ums Herz ist, und Sie, armer, vielgetreuer, oft verschmähter Ritter sollen noch in der höchst ergötzlichen Lage sein, wenn Sie wollen, einen Korb auszuteilen.“

„Das werde ich nicht thun,“ sagte Georg lachend, „doch,“ fügte er plötzlich ernsthaft hinzu — „liebe Margot, bin ich nicht eigentlich ein erbärmlicher Egoist, wie immer ohne Bedachtsamkeit in grade

das hineinstürmend, was mir angenehm scheint? Kann Ihnen eine solche augenfällige Courmacherei, die, so Gott will, mit meiner Verlobung mit Ihrer Schwester schließt, nicht furchtbar schaden? Was wird man von Ihnen sagen und denken? Überlegen Sie wohl, denn sollte ich die Verantwortung für irgend eine Nachrede tragen, die Ihnen nachteilig wäre, so lasse ich die ganze Geschichte und sehe, wie ich mich ohne den Effekt durchschlage."

„Nein, nein, nein," rief Margot, die in ihrem unbesonnenen Übermut nur das Vergnügen an der kleinen Komödie in Betracht zog, „mich kennt ja hier keine Katze, und die mich kennen, sind mir so gleichgültig, wie — nun, wo ist der Vergleich? Also, ich bleibe bei meinem Plan; grade weil er mit einer Verlobung schließen soll, schließen wird, finde ich nicht das mindeste dabei und bitte auch Sie, lassen Sie alle Skrupel fahren und führen wir unsern kleinen Feldzugsplan aus. Also auf heute abend, lieber Herr von Altstädt!"

Sie reichte ihm vergnügt die Hand und er ging, nach seiner Art gleich beruhigt durch ihr flüchtiges Ablehnen der Besorgnisse, die ihn einen Moment erfüllt hatten.

Einiges Kopfwenden nach der Thür begleitete das Eintreten der beiden Schwestern mit ihrem stattlichen Begleiter, der Margot den Arm geboten hatte. Anna wandte sich von dem Paar ab und sprach mit einigen Bekannten so eifrig, daß sie die rauschenden Töne des Walzers überhörte, der vom Orchester herab erscholl. Anna tanzte nicht, sie hatte seit ihres Gatten Tode nie mehr einen Ball besucht, und nur Margot zu liebe betrat sie heut die lichterfüllten Räume. Sie sah jetzt nach den Tanzenden hin, da flog Margot mit Georg leicht und taktmäßig über den Boden, und viele Augen folgten bewundernd dem auffallend schönen Paare. Jeder, der die beiden zusammen sah, mußte sie für verlobt oder doch einem solchen Schritte nahe halten. Georg stand mit Margots Blumenstrauß in der Hand, und das Mädchen sprach lebhaft und sah zuweilen mit ihrem reizenden Lächeln zu ihm empor. „Sie passen füreinander,“ dachte Anna und fühlte einen dumpfen Schmerz im Herzen.

Jetzt führte Georg seine Dame an einen entfernteren Platz, und einige Herren traten sofort zu ihr, um sich Tänze zu erbitten. Georg verließ sie und ging in das Nebenzimmer; dort sank er ermüdet

in einen Sessel. Er hatte den Liebhaber mit vielem Feuer gespielt, jetzt blieb er, sich überwindend, von Anna fern, hoffte aber auch auf die schönste Belohnung für seine Anstrengungen. Ein neuer Tanz war bereits vorübergerauscht, und Georg schlenderte langsam in den Saal zurück, als Margot etwas aufgeregt ihm entgegentrat.

„Nun, was giebt's," fragte er lächelnd, „meine Verbündete ist ja ganz bewegt. Ist irgend etwas nicht in Ordnung?"

„Ja — nein — bitte, Herr von Altstädt — kommen Sie einmal mit."

Er bot ihr verwundert den Arm und führte sie in den angrenzenden Raum, der, mit Blumen geschmückt, in ein kleines Treibhaus verwandelt war. Margot ließ seinen Arm fahren und stand, den Fächer auf- und zuklappend, zögernd und errötend vor ihm.

„Was haben Sie denn, liebes Fräulein," frug Georg in seiner gutmütigen Weise; „kann ich irgend etwas für Sie thun, so verfügen Sie über mich. Eine kleine Tanzkonfusion, ja?"

„Ach bewahre," erwiderte das Mädchen ungeduldig, „ich wollte, — ich habe mir nur über-

legt — mit einem Wort, Herr von Altstädt, ich wollte Sie nur bitten, mich von meiner Rolle in unserer kleinen Komödie zu dispensieren — ich will sie nicht durchführen!"

„Aber mein Himmel," rief Georg in äußerstem Entsetzen, „warum denn nicht? Jetzt, wo alles sich nur noch um Minuten handelt, wollen Sie die Sache verderben und mein Lebensglück aufs Spiel setzen — mein gnädiges Fräulein, das werden, das können Sie mir nicht anthun! Sagen Sie mir nur einen einzigen, vernünftigen Grund für diese plötzliche Sinnesänderung!"

Margot kämpfte mit sich selbst. Endlich sagte sie mit einer sehr niedlichen, ernsten Miene: „Ich habe mich bei längerem Nachdenken überzeugt, daß der Scherz, auf den ich aus Unbesonnenheit einging, ein ganz unpassender, unweiblicher ist, und daß ich ihn nicht durchführen kann und mag."

Georg hatte sie mit sichtlicher Ungeduld ausreden lassen, jetzt ergoß sich der Strom seines Zornes in ungezügelten Worten:

„Erstens sind Sie auf den Scherz nicht „eingegangen", sondern Sie haben ihn erdacht und vorgeschlagen — dann habe ich noch heut früh zu

Ihnen gesagt, Sie möchten sich überlegen, ob Sie es nicht unpassend fänden — Sie haben das mit Eifer zurückgewiesen und auf der Ausführung bestanden; jetzt bestehe ich darauf! So bleibt es bei dem alten Plan, und ich gehe sogar jetzt gleich zu Ihrer Schwester!"

Es war ein Unglück für Margot, daß Georg nicht einige Minuten länger verweilte, denn sonst hätte sie gewonnen Spiel gehabt. Georg hatte noch nie ungerührt eine Frau weinen sehen — aber er stürmte fort — und Margot warf sich auf einen Sessel, bedeckte das Gesicht mit den Händen und weinte ganz laut, wie ein unartiges Kind. Es war wirklich eine peinliche Situation für die Übermütige! Sie hatte gedacht, die Sache gänzlich inkognito durchführen zu können, und sich in diesem Sinn darüber belustigt. Nun, unmittelbar nach dem ersten Tanz erblickte sie ein ihr sehr wohlbekanntes Gesicht, welches ganz bedenklich ernsthaft drein sah, und ihr Mut schwand zu einem Nichts zusammen.

Herr von Berg hier! Der feine, liebenswürdige Offizier hatte sich in ihrer Heimat lebhaft für sie interessiert und sich, was sie aber nicht wußte, schon ihrem Vater gegenüber ausgesprochen. Dieser, dem

ein solcher Mann für sein flatterhaftes Töchterchen nur lieb sein konnte, war mit Freuden bereit, seine Einwilligung zu geben. Berg hatte aber selbst gebeten, daß Margot erst noch, ohne von seinem Antrag zu wissen, den Aufenthalt bei ihrer Schwester vergehen ließe, um sich, in der Trennung von ihm, erst klar zu werden, ob sie sein Gefühl erwidere. Nach ihrer Rückkehr wollte er dann offen mit seiner Werbung vor sie treten. Wenige Tage vor dem Ball hatte Margots Vater den jungen Mann zu sich beschieden, und ihm einen Brief von Anna mitgeteilt. Diese schrieb, daß Herr von Altstädt sich eifrig um Margot bemühe, daß diese sein Interesse zu erwidern scheine, und daß sie hoffe, eine Verlobung in ihrem Hause zu erleben. Berg war wie vom Donner gerührt. Margot hatte, wenn auch nicht in Worten, so doch tausendfach sonst, ihm bewiesen, daß sie ihn liebe, und er konnte nicht glauben, daß sie im Begriff sei, sich mit einem andern zu verloben. Er stand bleich und erschüttert vor dem alten Herrn, der ihn in seiner etwas derben Art zu trösten versuchte. „Ich reise morgen nach B.,“ sagte Berg endlich nach längerem Schweigen, „ehe ich nicht mit eigenen Augen sehe, ob die Sache so

ist, wie Frau von Hohenstein sie ansieht, kann ich es nicht glauben. Ist Ihrer Fräulein Tochter Unrecht geschehen, so habe ich wohl Ihre Zustimmung, teurer Herr Oberst, daß ich ihr meine Werbung sogleich vortrage —"

„Ja, ja, brummte der Oberst, „wenn Sie es nun einmal nicht besser haben wollen!"

„Wenn sich aber die Dinge so verhalten, wie man hier schreibt, nun" — sein Mund zuckte einen Augenblick — „nun dann, Herr Oberst, sage ich Ihnen gleich jetzt Lebewohl und komme um meine Versetzung ein. Sie wissen, ich bin kein Mann von vielen Worten; habe ich mich täuschen lassen, so werde ich es mit mir selbst abmachen — aber es kann ja alles besser kommen, wie ich denke." Mit diesem schwachen Trost, an den er selbst kaum glaubte, war der junge Mann abgereist und hatte sich in L. sofort auf den Kampfplatz begeben.

Das erste, was er sah, war Margot und Georg, immer Arm in Arm, von allen als Brautpaar angesehen. Er wäre am liebsten umgekehrt und hätte den Saal verlassen, aber noch wollte er abwarten.

Er näherte sich jetzt Anna, die sich seiner als Gast des väterlichen Hauses erinnerte, und begann

gezwungen gleichgültig ein Gespräch mit ihr. Im selben Augenblick nahte sich Georg. Er zögerte einen Augenblick, als er ein fremdes Gesicht sah, gleich darauf aber bat er Anna, ihn vorzustellen, und blieb, ohne sich durch die eisige Verbeugung Bergs stören zu lassen, bei der jungen Frau stehn. Berg trat in eine Fensternische und sah, mühsam seinen Zorn bekämpfend, in die Nacht hinaus. Indes hatte Georg mit den bittenden Worten: „Auf zehn Minuten!" Anna den Arm geboten, führte sie in ein leeres Spielzimmer, wo sie sich, auf seine auffordernde Bewegung, stumm auf einen Sessel niederließ. Georg nahm ihr gegenüber Platz. Ehe er seine trügerische Werbung begann, warf er einen scheuen Blick auf Anna. Sie war bleich, und ihre tief gesenkten Wimpern verliehen dem Gesicht einen matten, traurigen Ausdruck. Als Georg, der sich bei diesem Anblick fast unfähig fühlte, seine Rolle durchzuführen, noch schwieg, sagte sie mit ihrer ruhigen Stimme: „Nun, Herr von Altstädt, Sie hatten mir etwas zu sagen? Ich höre!" Georg trug nun ziemlich stockend seine Werbung vor, sah aber erschrocken, daß nicht, wie er erwartet, ein Ausbruch des Schmerzes erfolgte. Ihre Lippen

zuckten zwar ein paarmal, aber sie hörte ihn ruhig bis zu Ende und sagte dann: „Es ist selbstverständlich, daß ich bei meinen Eltern anfrage, eh' die Verlobung veröffentlicht werden kann, im übrigen bitte ich Sie, mit Margot selbst zu sprechen. Mein Haus bleibt Ihnen nach wie vor geöffnet, und Sie können daher Ihre — Braut täglich sehen, auch eh' die Einwilligung meiner Eltern kommt. Ich kann Ihnen gegenüber das wohl mit meiner langjährigen Bekanntschaft mit Ihnen begründen.“ — Sie erhob sich und schickte sich an, den Saal zu verlassen. Georg war starr vor Schrecken — wie hatte er so bethört sein können, zu glauben, daß Anna durch ihre Fassungslosigkeit sich verraten oder gar in dem Schmerz, den ihr seine Treulosigkeit verursachte, ihm nun ihre Neigung gestehen würde.

Nichts von alledem! Die stolze, vornehme Anna nahm die vollendete Thatsache mit der Ruhe auf, die Georg stets an ihr bewundert hatte, und nie würde jemand ahnen, was sie dabei fühlte.

Während er so nachsann und verzweifelnd den Kopf in die Hände stützte, war Anna noch im Zimmer, weil sie sich zwingen wollte, ihm, dem künftigen Schwager, ein paar glückwünschende Worte zu

sagen. Sie begann auch damit, und das erinnerte ihn erst an ihre Gegenwart.

„Anna," rief er aufspringend und vertrat ihr den Weg zur Thür, „Sie können mir Glück wünschen, Sie können Ihre Einwilligung zu einem Schritt geben, der uns für ewig voneinander trennt?"

Anna stand still und sah ihn mit weitgeöffneten Augen an, wie geistesabwesend, sie erwiderte kein Wort. Georg fuhr rasch fort:

„Sie konnten glauben, auch nur einen Augenblick, daß mein Benehmen in der letzten Zeit etwas anderes war, als eine Zuflucht, Ihnen durch Eifersucht ein Geständnis Ihrer Liebe abzugewinnen, was durch jahrelange, treue Ausdauer nicht zu erringen war? Konnten Sie annehmen, daß ein Mädchen wie Margot, der direkteste Gegensatz zu Ihnen, mich auch nur für eine Stunde meiner ersten, meiner einzigen Liebe abwendig machen könnte? Nein, Anna, so dachten Sie nicht von mir, gestehen Sie es! Sie schweigen noch immer, glauben Sie denn nicht an meine Liebe, ich werde sie Ihnen nach heute nie mehr anzubieten wagen — ich gehe, wenn Sie mir nicht jetzt gleich das Recht verleihen, Sie als meine Braut —"

„Kein Wort weiter,“ sagte Anna, die tieferschüttert nur mit Mühe sich aufrecht erhielt: „Jetzt hören Sie mich, Georg, mich, die Sie bis heut von ganzem Herzen liebte und dieses Gefühl nun in dem Augenblick zu Grabe trägt.“

Er zuckte zusammen.

„Ja,“ fuhr sie unerbittlich fort, — „in dem Augenblick, wo ich einen Freund für einen gewissenlosen Menschen erkenne, wo ich einsehen muß, daß ich mich durch Jahre habe täuschen lassen, habe ich wohl das Recht, der Entrüstung, die ich fühle, Worte zu verleihen. Was! nicht genug, daß Sie vor meinen Augen, in meiner Gegenwart, nachdem Sie nicht einmal, nein hundertmal, noch zwei Tage vorher, eh' das Spiel begann, mir Ihre Liebe gestanden, diese — Liebe“ — wie verächtlich sprach Anna das Wort aus — „auf meine jüngere Schwester übertrugen, nicht genug, daß Sie seitdem mich mit der größten Nichtachtung behandeln, mich verletzen, ohne auf meine Gefühle Rücksicht zu nehmen, nein, um Ihr Werk zu krönen, wollen Sie in dem Augenblick, wo Sie mich um die Hand meiner Schwester bitten und ich Ihnen dieselbe zusage, in diesem Augenblick wollen Sie das lächerliche Spiel noch

einmal beginnen und drohen mir, als ich vor Entrüstung begreiflicher Weise wortlos bin, wenn ich mich nicht auch mit Ihnen verlobe, wollten Sie wer weiß was thun! Mein Gott!" unterbrach sich Anna, die Hand an die Stirn legend, „bin ich denn im Narrenhause? Sie halten um uns beide in einem Atem an und leugnen jede Liebe für Margot in dem Moment, wo Sie mich um ihre Hand bitten?"

Sie schwieg erschöpft. Georg, glücklich, zu Worte zu kommen, fiel schnell ein:

„Aber Anna, ich habe doch nicht im Ernst um Margot angehalten, alles das war ja nur ein Mittel, um Sie —"

„Um Gottes willen, still!" rief Anna außer sich, „wenn Sie mich systematisch dahin bringen wollen, Sie zu verachten, so konnten Sie es nicht besser anfangen. Also um mir das Geständnis einer Neigung zu entlocken, deren ich mich jetzt schon schäme, treiben Sie ein übermütiges Spiel mit dem Herzen meiner Schwester, erwerben sich ihre Neigung und meinen dann, der Zweck heilige die Mittel! Herr von Altstädt, ich hielt Sie für einen Ehrenmann!"

„Aber Anna, aber Anna!“ rief Georg, zermalmt von dem Zornausbruch seiner Angebeteten und dabei nach seiner Art vor Ungeduld vergehend, „so nehmen Sie doch Vernunft an! Margot liebt mich ja nicht, sie denkt nicht an mich!“

„So,“ erwiderte Anna streng und kalt. „Sie irren! noch vor wenig Tagen hat mir das arme Kind in aller Unschuld gestanden, daß sie — doch was thue ich da? Nicht genug, mich selbst der Indiskretion eines vermeintlichen Freundes ausgesetzt zu haben, gebe ich auch noch meine Schwester preis! O Gott, o Gott!“ Und Annas künstliche Fassung gab nach, sie brach in einen Strom von Thränen aus und befahl zwischen dem Schluchzen Georg immer sehr energisch, zu gehen und sie allein zu lassen.

Georg aber, der wußte, daß Anna nicht in Thränen schwimmend durch den Tanzsaal gehen könne, segnete im Herzen die rauschende Tanzmusik, die ihre Stimmen für unberufene Ohren unhörbar machte, und benützte feiger Weise die Situation, um Anna den ganzen Kriegsplan demütig und reuevoll zu beichten. Er hatte die Genugthuung, zu sehen, daß ihre Thränen nach und nach versiegten.

„Und nun, teure Anna," schloß er seine lange, treuherzige Rede, „nun gestehen Sie, daß die Sache zwar ein übermütiger Scherz war, aber nicht ein solches Kriminalverbrechen, wie Sie dachten, und erklären Sie sich für besiegt. Ich weiß, das fällt Ihnen schwer, aber Sie bekommen einen so unvernünftigen Mann, daß es am besten ist, Sie geben sich von vornherein das Wort, seine dummen Streiche mit Humor zu behandeln, wäre es auch nur, weil er nie eine andre geliebt hat als Sie! Das ist die beste, ja die einzige Fürsprache, die ich für mich einlegen kann! Nun Anna?" —

Er sah ihr gespannt in die Augen, sie schien einen Augenblick noch zu kämpfen, dann sagte sie, halb durch Thränen lächelnd:

„Unsre ganze Bekanntschaft ist von vornherein so gegen die Gesetze des Vernünftigen gewesen, daß es nur in der Ordnung scheint, sie mit dem Unvernünftigsten der Welt zu beschließen — daß nämlich eine alte Frau sich auf dem Ball verlobt. Ich thue es aber nur," fügte sie ihm abwehrend bei, „weil ich einsehe, daß die einzige Art, Sie vor tollen Streichen zu bewahren, ist, daß man Ihnen den Willen thut."

Er wollte sie aufjubelnd an sich ziehn, als die Thür ungestüm aufging und Anna, von der tiefsten Röte übergossen, dem eintretenden Herrn von Berg entgegenging. Georg stampfte vor Ungeduld leicht mit dem Fuß. Der neue Ankömmling sah ihn nicht allzu freundlich an und wandte sich an Anna:

„Meine gnädige Frau, darf ich Sie um einige Augenblicke Gehör bitten? Ihr Herr Vater hat mich ermächtigt, Ihnen vorkommenden Falls" —

Er brach ab und sah finster auf Georg.

„Es handelt sich um Ihre Fräulein Schwester," fügte er halblaut hinzu, nur Anna verständlich. Der jungen Frau schien ein Licht aufzugehn. Sie trat auf Georg zu, und ihre Hand in seinen Arm legend, sagte sie mit lieblicher Befangenheit:

„Sprechen Sie vor uns beiden, Herr von Berg, mein Bräutigam und Margots Schwager darf gewiß auch hören, was Sie uns vorzutragen haben."

Berg sah aus wie das verkörperte Erstaunen, und erst nach mehreren Augenblicken fuhr er empor.

„Ich muß tausendmal um Verzeihung bitten," sagte er unsicher, „ich scheine in einem großen Irrtum befangen gewesen zu sein, ich habe geglaubt —"

Georg lächelte schuldbewußt: „Liebe Anna, du mußt nun die ganze Geschichte noch einmal hören.“

„Nein, lieber erzähl' ich sie selbst,“ rief Anna, die wie ausgetauscht schien, und begann, Herrn von Berg das Spiel der beiden auseinanderzusetzen. Berg schien indes wenig erbaut von dem übermütigen Streich seiner Zukünftigen, und es bedurfte einer Menge Beschwichtigungsgründe, um ihm zu beweisen, daß dies Spiel mit dem Feuer nicht sehr leicht mit allgemeinem Fingerverbrennen hätte schließen können. „Es ist wohl verzeihlich, daß ich die Sache ernst nehme,“ fügte er hinzu, „da ich, als Fräulein Margot hierherreiste, ihrer Neigung ziemlich gewiß war!“

„Dann war es doch doppelt unrecht,“ sagte Anna, „aber,“ fügte sie begütigend hinzu, „eigentlich sehen Sie hier die beiden Schuldigen — die eine war eigensinnig und der andre ungeduldig, und so kam es denn!“

„Aber eine Strafe muß sie auch haben,“ sagte Berg, namenlos erleichtert, „wir haben alle unser Teil Angst ausgehalten.“ —

„Ich weiß etwas,“ rief Georg entzückt.

Anna sah bedenklich aus. „Eine neue Komödie?“

„Ja, ja," rief Georg, „und zwar müssen du und Herr von Berg ihr jetzt gratulieren, als glaubt ihr an ihre Verlobung mit mir; das wird sie schon ängstigen, wenn sie dann wider Willen verlobt ist! —"

„Es würde sie ängstigen, wenn ihr der Himmel taube Ohren oder euch leisere Simmen verliehen hätte," sagte da Margot, die leise die Thür geöffnet hatte und zwischen ihnen stand. „So aber" — und sie flog ihrer Schwester ungestüm um den Hals — „kann ich nur Glück wünschen und mich freuen, daß ich weder mit noch ohne meinen Willen verlobt bin."

Dies alles wurde gesagt, ohne Berg anzusehn, der unnötigerweise ganz kleinlaut dastand.

„Übrigens," fuhr Margot fort, „kehre ich mit dem nächsten Zuge unter die Flügel meiner Eltern zurück — eine Schwester, die mich mit auf den Ball nimmt und dann mich eine Stunde allein läßt, um sich zu verloben, hat sich als gesetzlich unfähig bewiesen, mich zu schützen, und schutzlos bleibe ich nicht hier."

„Vielleicht ließe sich ein männlicher Schutz finden," sagte Berg lächelnd, aber zögernd.

„Ein Schutzmann?" erwiderte die Unverbesserliche, „danke!" und wendete sich ab.

Anna und Georg benutzten diesen kritischen Moment, um das Zimmer zu verlassen, und es mußte Berg doch wohl gelungen sein, seine Sache gut zu führen, denn nach wenig Minuten trat er mit Margot zu den Harrenden und sagte mit seinem ernsten Lächeln:

„Frau Anna, Margot hat sich entschlossen, erst den morgenden Frühzug zu benützen, um heimzufahren — ich bin für den Fall als Schutz angenommen — vielleicht lassen Sie sich von Herrn von Altstädt beschützen und wir fahren alle zusammen, um Ihre Eltern zu sprechen. —"

Anna reichte ihm lächelnd und erfreut die Hand. Margot, die einen Augenblick etwas ernst und nachdenklich ausgesehn hatte, erhob den Kopf mit dem alten übermütigen Ausdruck.

„Eigentlich waren wir unsre gegenseitigen Schutzgeister, Anna," sagte sie lachend, „ich habe dir zu deiner Verlobung verholfen, und wenn ich nicht eben die praktische Erfahrung gemacht hätte, daß Herr von Berg auch über einen dummen Witz lachen kann, so hätte er morgen allein fahren können."

„Und dieses Fräulein wollen Sie zu einer vernünftigen Frau machen?" frug Georg mitleidig.

„Ja, mein verehrtester Schwager," lachte Margot, „ich will durch den ersten Beschluß, den ich als Braut fasse, den Beweis liefern, daß ich vernünftig sein kann!"

Berg blickte lächelnd auf.

„Ja, lachen Sie nur," fuhr Margot unbeirrt fort, „mein kleines Lustspiel ist so herrlich gelungen, daß ich meinen Beruf erkannt habe — ich gehe zur Bühne."

„Aber hoffentlich nur, wenn ich Direktor und Regisseur in einer Person bin," sagte lächelnd ihr Bräutigam.

# Amicitia.

## Eine Schuljungengeschichte.

Die Doktorin Strecker saß mit ihrer erwachsenen Tochter im Wohnzimmer auf dem erhöhten Fensterplatz. Beide Damen waren mit Handarbeit beschäftigt und schwiegen schon eine geraume Zeit, um ihren Gedanken nachzuhängen. Die Söhne des Hauses waren noch in der Schule, was eine nervenberuhigende Stille zur Folge hatte, die im Bewußtsein ihrer kurzen Dauer mit Hochgenuß ausgekostet wurde.

Da klopfte es an die Thür, und Mine, das Dienstmädchen, trat mit einem schönen Blumenstrauß ein. „Eine Empfehlung von Herrn Grauberg an das Fräulein!“ sagte sie mit dem bescheiden schlauen Ausdruck, durch den unsere dienstbaren Geister uns nahe zu legen wünschen, daß sie alles, was bei der

Herrschaft vorgeht, mindestens ebensogut wissen wie diese selbst.

Da „das Fräulein" durchaus keine Miene machte, sich den Strauß anzueignen, vielmehr mit einem etwas schnippischen Gesichtchen noch einmal so schnell stichelte als vorhin, nahm die Mutter das Bouquet entgegen.

„Wir ließen herzlich danken!" sagte sie sehr nachdrücklich, und Mine verschwand.

„Nun, Käthe — was sagst du?" fragte die Mutter nach einer Pause.

Käthe hob ihre feine Nase höher und sagte — nichts.

„Es ist doch sehr liebenswürdig von Herrn Grauberg," fuhr die Mutter gereizt fort.

Käthe zuckte die Achseln.

„Wozu hat er sein vieles Geld?" meinte sie ungerührt.

„Nun, doch wohl nicht, um dir Blumen zu schenken," bemerkte die Doktorin in scharfem Ton.

Käthe lachte. „Er scheint doch anderer Ansicht darüber zu sein!" meinte sie übermütig.

Die Mutter schüttelte den Kopf.

„Ich weiß gar nicht, was du willst," sagte sie;

„Herr Grauberg ist solch ein geachteter Mann; sage mir bloß, was für Einwände du gegen ihn haben kannst!“

„Er ist fünfzig Jahr!“ bemerkte Käthe niederschmetternd.

„Fünfundvierzig!“ verbesserte die Mutter unwillig.

„Das kommt auf eins heraus! — Er ist kleiner wie ich — er ist abscheulich häßlich, trägt buntkarrierte Shlipse — er ist sehr geizig — und er ist in jeder Beziehung ein kleines Greuel,“ schloß Käthe ihre Verdammungsrede.

Die Mutter zuckte die Achseln. „Wenn du dein Urteil über Menschen danach bestimmst, ob sie lang und groß sind, einen blonden Schnurrbart haben, schlechte Witze machen und Walzer tanzen können, dann bist du eben noch viel kindischer, als ich gedacht habe,“ sagte sie ärgerlich.

„Bin ich auch,“ erwiderte Käthe kühn, in welcher die entschieden persönlich gefärbte Antwort der Mutter eine neue Erbitterung gegen Herrn Grauberg hervorgerufen hatte.

Herr Grauberg hielt sich einige Monate in der Stadt auf, um die Einrichtung einiger Fabriken zu studieren, die seiner heimischen Anstalt entsprachen.

Er hatte Käthes Bekanntschaft auf einem Tanzfest gemacht und trotz der entschieden schlechten Behandlung, die ihm das Mädchen zu teil werden ließ, sein von allen Müttern und einigen Töchtern der Stadt begehrtes Herz blindlings zu den Füßen dieser hochfahrenden jungen Dame niedergelegt.

Vielleicht war es der dem Menschen innewohnende Widerspruchsgeist, der den guten Mann trieb, nun gerade diejenige zu seiner Flamme zu erwählen, die fast als einzige gegen seine Huldigungen und seinen wohl gefüllten Geldbeutel sich unempfindlich verhielt.

Wie viel zu Käthes ablehnendem Gefühl und Betragen die Anwesenheit des Forstreferendars Erloff beitrug, der auf einige Zeit beim Forstamt arbeitete und in der schmucken Uniform und mit seinem hübschen, fröhlichen Gesicht ein überall gern gesehener Gast war — dies zu verraten sind wir viel zu diskret!

In neuerer Zeit hatte Herr Grauberg angefangen, die Belagerung in beunruhigender Weise zu verschärfen — seine Schlipse wurden täglich bunter, und die heutige Übersendung des Bouquets konnte als offizielle Eröffnung der Feindseligkeiten betrachtet werden.

Die arme kleine Festung, der dies scharfe Geschütz galt, wurde nun noch dazu von der Mutter gänzlich isoliert — jede Andeutung, daß man es Herrn Erloff „doch schuldig sei“, ihn wieder einmal einzuladen, überhörte die Doktorin geflissentlich — und nur dem Umstand, daß ihre Freier sich beide fast überall einfanden, wo man gesellig zusammenkam, hatte Käthe es zu verdanken, daß sie den jungen Forstmann überhaupt hin und wieder sah.

Derartige gewitterschwüle Zustände in der Familie sind nie behaglich, und so kam es auch heute, daß der Doktor Strecker, als die Tischglocke die Seinigen zusammenrief, eine merkliche Verstimmung vorfand.

Die beiden Jungen, Karl und Eduard, welche die Tertia und Quinta des Gymnasiums durch ihre Anwesenheit verschönten, merkten von dieser Verdüsterung des Horizonts natürlich nichts. Als Eduard mit besonders glücklicher Wahl des Gesprächthemas die interessante Mitteilung machte: „Wie ich aus der Schule kam, ging Herr Erloff hier vor dem Hause auf und ab“, da nahm er die kurze Erwiderung der Mutter „Sei still!“ nur für ein allgemeines Verbot und ahnte nicht, auf was für dünnem Eise er sich befand.

Karl, der schon vorgeschrittener in der Erkenntnis derartiger Verhältnisse war, versetzte ihm einen Puff unter dem Tisch und erhob dann seinerseits die Stimme, um das Gespräch zu beleben: „Vater, wir haben einen Verein gegründet!“

„So?“ erwiderte der Vater mit unheilverkündender Gleichgültigkeit, ohne sich im Zerlegen des Bratens zu unterbrechen.

„Jeder muß fünfzig Pfennig Eintrittsgeld zahlen,“ fuhr Karl fort.

Der Vater schien diesen zarten Wink nicht zu verstehen.

„Ich auch!“ bemerkte Karl mit erhobener Stimme.

„Bitte!“ erwiderte der Doktor kühl, „thue deinen Gefühlen keinen Zwang an!“

Karl, der zu den glücklichen Naturen gehörte, denen der Besitz von Geld ein körperliches Unbehagen verursacht, und die nicht eher ruhen, als bis sie es für etwas absolut Überflüssiges wieder ausgegeben haben, wand sich in Qualen. Er sollte heut nachmittag die geforderte Summe in die Schule mitbringen oder vom „Verein“ ausgeschlossen und somit zur sozial unmöglichen Persönlichkeit werden. Schielende Flehblicke nach der Mutter thaten heut

auch keine Wirkung; sie war übler Laune wegen Herrn Grauberg und sah und hörte nichts.

„Was ist denn das für ein Verein?“ fragte der Doktor nach einer Pause.

„Er heißt Amicitia,“ bemerkte Karl ausweichend.

„Und was kann er außerdem?“ examinierte der Vater.

Karl war etwas verlegen, da die höheren Zwecke der Verbindung den Mitgliedern selbst erst zum geringsten Teil klar waren.

„Das wird alles erst,“ sagte er; „wir haben es uns heut morgen ausgedacht! German, Roth und ich sind Vorsitzende — das heißt, wenn ich fünfzig Pfennig mitbringe!“

„Wer ist denn noch dabei?“ fragte die Mutter.

Karl lächelte schuldbewußt.

„Niemand!“ sagte er mit einigem Erröten, welches sich bei der allgemeinen Heiterkeit, die dieser Verein von lauter Vorsitzenden erregte, fast bis zu Thränen steigerte.

„Na, da will ich heut noch einmal Gnade für Recht ergehen lassen und dir das Eintrittsgeld schenken,“ sagte der Doktor, „obwohl es mir unfaßlich ist, wo dein Taschengeld geblieben sein kann — wir haben ja erst den Zwölften.“

Karl enthielt sich wohlweislich jeder Entgegnung und bat unmittelbar nach Empfang des Geldes um Erlaubnis, sich den Freuden der Tafel heut zeitiger entziehen zu dürfen. „Der Verein trifft sich schon um dreiviertel vor der Schule — die Statuten sollen festgestellt werden," meinte er.

Von diesem Tage an nahm der Verein Amicitia Karls Seele ganz in Besitz, und die Familie wurde mehr oder weniger in Mitleidenschaft gezogen. Die Verbindung schien zunächst nach dem Prinzip der Bettelorden begründet und erforderte beständige Zwangsanleihen zu geheimnisvollen Anschaffungen, die in Gestalt von Nickel- und Silbermünzen den Eltern erpreßt, aber einem dunkeln Gerücht zufolge auch in Eßwaren entgegen genommen wurden. Ja, man sagt sogar, daß die Amicitia sich einmal gegen eine Düte Pfeffernüsse nicht ganz ablehnend verhalten habe — aber es wird so viel geredet — man muß auch nicht alles glauben!

Käthe galt von der ersten Stunde an als Schutzpatronin und Huldin des Vereins, der meistens in Karls Stube tagte. Sie hatte den Mitgliedern Ordensabzeichen gestickt, die quer über die Weste getragen wurden und Uhrketten heuchelten — sie

hatte zur Einweihungsfeier fünf Pfannkuchen geschenkt, an denen sogar Eduard participierte, der sonst seines zarten Alters wegen von den Freuden und Ehren des Bundes ausgeschlossen war, und sie nannte die Mitglieder ausnahmslos „Sie", was für dieselben noch den Reiz der Neuheit hatte.

Was Wunder, wenn sämtliche Genossen der Amicitia ein mehr oder weniger still glimmendes Flämmchen für das reizende Mädchen in ihren Herzen entzündeten und Karl als glücklicher Besitzer dieser Schwester noch eine weit angesehnere Lebensstellung im Verein einnahm, als ihm ohnedies zu teil geworden wäre.

Als er nun vollends durch einige geheimnisvolle Andeutungen Käthe als von den Werbungen Herrn Graubergs bedroht dargestellt hatte, flammte die Begeisterung der Jungen hell auf, und es wurde eine Extrasitzung anberaumt, in der man gegen „das Scheusal", wie der beklagenswerte Freier offiziell in der Bundessprache genannt wurde, Maßregeln zu ergreifen beschloß, die vorläufig in sehr unklaren, aber fürchterlichen Racheschwüren gipfelten.

Wissenschaftliche Bestrebungen blieben übrigens auch durchaus nicht ausgeschlossen in der Verbindung.

Nachdem die Freuden einer Elektrisiermaschine ausgekostet und sämtliche Mitglieder des Haushaltes bis zur Köchin herab sich als willige und unwillige Opfer den damit angestellten Experimenten hatten unterwerfen müssen, begann man der Chemie seine Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Furchtbare Elixire wurden gebraut, die dem Erfinder Unsterblichkeit verhießen, wenn er je einen leidenden Nächsten dazu bewegen konnte, sie einzunehmen, was zum Wohl der Menschheit nie gelang. Eine selbst fabrizierte Salonrakete, von der Karl die feierliche Versicherung abgab, daß sie gänzlich ungefährlich sei, wurde dann im Wohnzimmer zur Probe losgelassen, wo sie leider so unfreundlich war, doch zu platzen und sich noch dazu als höchst ungeeignete Lokalität dafür den neuen Sommermantel der Mutter ersah, in dem sie ein faustgroßes Loch hinterließ. Die schwer gereizte Besitzerin vergaß angesichts dieses Unfalls jede Achtung vor dem heranwachsenden Geschlecht und verhieß sämtlichen Angehörigen des Vereins ein paar Ohrfeigen, wenn sie je wieder eine Rakete ins Haus brächten.

Einen Zündstoff anderer Art aus der Nähe zu entfernen, hatte die vorsorgliche Mutter aber leider

verabsäumt, und so konnte es geschehen, daß Eduard als kindlicher postillon d'amour mit einem unsäglich mühsam zusammengequälten Akrostichon auf Käthe betraut wurde und dasselbe auch richtig an seine Adresse brachte. Von dem Verfasser, dessen Namen wir aus Zartgefühl verschweigen wollen, auf wörtliche Wiedergabe des Urteils der Angesungenen vereidet, mußte der Kleine die etwas rauhen Worte wählen: „Sie hat gesagt ‚er ist wohl verrückt?'" was aber den anspruchslosen Dichter immer noch zu der gewiß bescheidenen Äußerung veranlaßte: „Es ist doch etwas!"

Käthe hielt sich übrigens von da an eine Zeit lang fern von der Amicitia, bis der dichtende Sünder ihr feierlich gelobte, so etwas nie wieder zu thun, worauf sie ihm „noch einmal" verzieh und sogar beim Lesen mit verteilten Rollen diejenige der Thekla im „Wallenstein" übernahm, zu deren Darstellung ihre Mitwirkung als unerläßlich gefordert wurde. Daß der zu ihr gehörende Max gerade in dem mehr für niedere Komik geeigneten Stadium sich befand, wo die Stimme zwischen piepsender Kindlichkeit und brummendem Baß ohne mildernden Übergang hin und her schwankt, nahm den Liebesscenen

viel von ihrem gefährlichen Zauber, da die allgemeine Heiterkeit immer wieder die Oberhand gewann, was den armen Max recht kränkte.

Daß die Poesie überhaupt in einem so absolut jugendlichen Kreise ihr Recht forderte, bedarf wohl kaum der Erwähnung. Der Verein bestand denn auch noch nicht acht Tage, als sich das unabweisbare Bedürfnis geltend machte, ein litterarisches Organ für die Amicitia zu gründen.

Roth galt in der Klasse für „riesig genial" und hatte sogar einmal eine Ballade verfaßt, welche die ergreifenden Worte enthielt:

„Und als die rote Sonne sah
Wohl durch der Wolken Herzen,
Da lag der Ritter Bodo da
Und fühlte keine Schmerzen."

In dieser fraglos beneidenswerten Situation war der Ritter Bodo denn bis heute verblieben, ohne daß die Ballade einen Schluß bekommen hätte. Ebenso bruchstückweise endete ein kritisierender Aufsatz über „Faust". Derselbe enthielt in einem ungeheuer dicken, eigens zu dem Zweck angefertigten Heft nur die bedeutungsschweren Worte: „Faust ist eine Tragödie in — Akten." Weiter ging es nicht,

da Roth in der seligen Trägheit der großen Ferien es zu mühsam gefunden hatte, sich von der Aktzahl des zu besprechenden Dramas zu überzeugen, worauf denn das große Unternehmen an diesem kleinen Übelstande Schiffbruch litt.

Aber der Verein Amicitia sollte dem Dichterberuf Roths zur Blüte verhelfen, und die jungen Herren gründeten ein Blatt „Das Epheukränzchen“, welches unserer schwächlich gewordenen Gegenwartslitteratur auf die Füße zu helfen bestimmt war. Die erste Nummer des „Epheukränzchens“ war bereits im Manuskript fertig gestellt und enthielt außer einem Aufsatz über die wunderbare geistige Befähigung eines Karl gehörigen Dompfaffen, der „klüger als ein Mensch“ war, ein Gedicht an das „Scheusal“ mit dem reizvollen Anfang: „Weh dir, weh dir, dreimal wehe!“ — Karl begab sich mit dieser ersten Nummer zum Vater, um diesen als ersten und, wie zu hoffen stand, folgenschweren Abonnenten zu gewinnen, legte ihm das Probeheft vor und bat um seine freundliche Kundschaft.

Der Vater las prüfend und sagte dann etwas absprechend: „Das scheint mir allerdings der größte Blödsinn zu sein!“ fragte aber dann doch nach dem Preise der Vierteljahrsschrift.

„Monatlich zehn Pfennig," erwiderte Karl hoffnungsvoll glühend und streckte die Hand aus.

„Monatlich?" wiederholte der Vater gedehnt, „nein, lieber Junge, das ist mir zu teuer!"

Und als Karl noch in seines Nichts durchbohrendem Gefühle stehen blieb, fügte der Doktor mit nicht mißzuverstehender Geradheit hinzu:

„Mir scheint überhaupt, als wenn euer Verein in erster Linie dazu verpflichtete, daß die Schularbeiten niemals zu rechter Zeit fertig werden; ich will auf das ‚Epheukränzchen' abonnieren, wenn du Primus bist" — ein Ausspruch, der den Eintritt des Vaters in den Leserkreis allerdings ungefähr in das Bereich des Fabelhaften verwies.

Ich muß es leider gestehen, daß Karl durch die Weigerung seines ersten Abonnenten derart gekränkt wurde, daß er in Thränen ausbrach, was ihm, wie er der tröstenden Mutter zuschwor, seit Quinta nicht mehr passiert wäre.

Die Mutter und Käthe abonnierten — Käthe sogar auf zwei Exemplare, da sie von dem Haß der Amicitia gegen Herrn Grauberg gehört und sich ihr dadurch moralisch verpflichtet fühlte.

Herr Grauberg handelte allerdings sehr unklug

— er hätte den Verein längst auf seine Seite bringen oder doch wenigstens zu passivem Verhalten veranlassen können! Aber er reizte die Tertianer durch eine Geringachtung, welche schlimme Folgen haben mußte. Erstens erwiderte er den Gruß der Mitglieder nur durch einen nachlässigen Griff an den Hut, ohne ihn vom Kopf zu ziehen — eine „Pöbelhaftigkeit," die man ihm nicht durchgehen lassen konnte.

„Dem Kerl muß eben einfach Auffassung beigebracht werden," bemerkte German, der in der Verbindung die Rolle des Weltmanns vertrat und Karl mit einer Disziplinarstrafe hatte belegen wollen, weil dieser auf mütterlichen Wunsch neulich ein Brot hatte holen und höchst eigenhändig nach Hause tragen müssen, was German zu dem bedauerlichen Vorgehen des „Schneidens" gegen ihn, ein sonst hochgeachtetes Vereinsmitglied, gezwungen hatte. —

Auf ausgegebene Parole wurde also Herr Grauberg von der Amicitia nicht gegrüßt, was er mit bewunderungswürdiger Seelenstärke — von den jungen Herren „Dickfelligkeit" genannt — trug und nur insofern überhaupt seiner Beachtung würdigte, als er bei einer Begegnung en masse sich bei

Karl erkundigte, ob er etwa Sperlinge unter der Mütze habe. Das überlegene Lächeln, mit dem German das „Scheusal" bei diesen Worten ansah, erweckte ihm die höchste Wertschätzung seiner Genossen, indem es Herrn Grauberg entschieden zum „Hereingefallenen" stempelte. Aber diese „Frechheit" gab das Zeichen zum Angriff, und von nun an wurde der arme Grauberg der Zielpunkt einer wahren Unzahl von Schuljungenstreichen, die mit solcher Schlauheit und Gewandtheit ausgeführt wurden, daß die wahren Urheber stets unentdeckt, ja selbst unbeargwöhnt blieben.

Es sollte in der nächsten Woche zur Gedächtnisfeier des Sedantages eine Festlichkeit im Ressourcengarten stattfinden, an der sich, des patriotischen Gedankens wegen, auch die Schulknaben beteiligen durften.

Ein Konzert am Nachmittag mit sich daran anschließendem Tanz stand auf dem Vergnügungsprogramm, und Herr Grauberg hatte Käthe bereits um den ersten Tanz ersucht, den sie so gern — ach so gern! anderweitig vergeben hätte.

Da aber die herzlose Mutter ihre ausweichende Erwiderung auf Herrn Graubergs Frage, ob sie

noch unversagt sei, durch ein „ich wüßte doch wirklich nicht, an wen du dich solltest versagt haben!“ vernichtete, so mußte Käthe darauf gefaßt sein, an der Hand des unbeliebten Freiers die Polonaise durch die vielfach verschlungenen Gänge des Gartens zu machen und konnte es gewärtigen, daß Herr Grauberg diese Zeit des Alleinseins zu dem unangenehmen Anerbieten benützte, seine Schicksale zu teilen.

Die Sache wurde noch verwickelter dadurch, daß Erloff Käthe heut, am Tage vor dem Feste, getroffen und um den ersten Tanz ersucht, was sie mit Hinweis auf Herrn Grauberg hatte ablehnen müssen.

Erloff warf hier ein paar düstere Bemerkungen über „die Macht des Geldes“ hin, und Käthe fühlte sich dadurch zu der unvorsichtigen Äußerung bewogen: „Sie wissen eben gar nicht, wie mir zu Mute ist,“ was die Sachlage einen bedenklich großen Schritt näher an die unvermeidliche Explosion der Liebeserklärung brachte.

Käthe vertraute sich in ihrer Herzensnot dem Bruder an. „Ich möchte so sehr ungern mit Herrn Grauberg Polonaise tanzen, Karl,“ sagte sie, mit Thränen in den Augen.

Karl lächelte.

„Laß das nur sein — wir werden schon dafür sorgen, daß der schofele Patron abblitzt!“ sagte er mit überlegener Siegesgewißheit.

Die Amicitia wurde noch früh vor der Schule in fliegender Eile zusammenberufen und eine Besprechung verabredet, die bereits im voraus eine betrübende Zerstreutheit beim Extemporale zur Folge hatte und den Lehrer zu Bezeichnungen seiner Untergebenen hinriß, die man sich „eigentlich“ in Tertia nicht mehr braucht gefallen zu lassen, obwohl ein Esel an und für sich ein ganz nützliches Tier ist. Mehr will ich nicht sagen.

Da das Sedanfest die zarte Rücksicht nahm, an einem Mittwoch stattzufinden, so war der Nachmittag frei, und die Amicitia konnte vor dem Beginn der Feier tagen. Diesmal wurde sogar Eduard zugezogen, der neulich unter täuschendem „Wauwaurufen“ Herrn Grauberg im dunklen Flur ins Bein gezwickt und sich dadurch zum Freiwilligen in diesem Feldzuge bekundet hatte.

Im Gegensatz zu den kleinen Plänkeleien, durch die man bisher seine Gesinnungen an den Tag gelegt hatte, galt es heute, einen größeren Schlag

zu führen; Herr Grauberg mußte auf irgend eine Weise schwer geschädigt und an der Ausführung der Polonaise gehindert werden.

Nach einigen flüchtigen Vorschlägen von Fuchseisen und Selbstschüssen — von Bestreichen der Treppe mit Öl, wurde zuerst der ebenso erheiternde wie anmutige Gedanke, dem „Scheusal“ mittelst Brennglases ein Loch auf den Rücken seines Festgewandes zu brennen, mit Akklamation aufgenommen, dann aber von German als „kindisch“ verworfen.

German hegte eine gerechtfertigte Abneigung gegen diese Form des geselligen Scherzes, da er vor mehreren Jahren einmal seinen kleinen Bruder in Gemeinschaft mit mehreren Freunden per Brennglas verwundet und dann durch die Gabe eines Pfennigs beschwichtigt hatte. Der Kleine machte aber dessenungeachtet die schluchzende Meldung: „Sie haben mir angebrannt und haben mir diesen Thaler geschenkt!“ ein Verfahren, das nicht nur die Klage der Körperverletzung, sondern auch der Übervorteilung durch Vorspiegelung falscher Thatsachen hervorrief und eine düstere Episode in Germans Leben bezeichnete, bei der, späteren Berichten nach, ein „armsdicker“ Stock thätig mitgewirkt hatte.

Darum konnte es ihm niemand verdenken, wenn er sich zu einem Vorschlage ablehnend verhielt, der ihm so unangenehme Erinnerungen erweckte.

Nach einer langen und erregten Debatte, die bei besonders scharf ausgeprägten Meinungsverschiedenheiten sogar hin und wieder in Thätlichkeiten auszuarten drohte, wurde ein Entschluß gefaßt, mit lebhaftem Beifall begrüßt und unverzüglich ins Werk gesetzt.

Roth wohnte in unmittelbarster Nachbarschaft des bedrohten Herrn Grauberg und war somit in der Lage, die wertvollsten Nachrichten über das Feld der Thätigkeit zu geben.

Herr Grauberg hatte den ersten Stock einer im Garten gelegenen, sehr hübschen Villa inne, deren Erdgeschoß von der Familie seines Hauswirts bewohnt wurde. Die Fenster der Graubergschen Wohnung gingen sämtlich nach dem Garten hinaus. Da nun die Hausbewohner ohne Frage das Fest mit ihrer Gegenwart beehren und nur einen alten stocktauben Portier zum Hüter desselben zurücklassen würden, so war die ruchlose Absicht des Vereins, der nicht mehr und nicht minder erdacht hatte, als Herrn Grauberg einzusperren, mit Leichtigkeit durchzuführen.

Zur ungestörten Ausführung dieses Planes bedurfte es zunächst der elterlichen Erlaubnis für die Jungen, allein zum Fest zu gehen. Die Bitte darum konnte nicht weiter auffallen, da man bereits wußte und weiß, daß eine Zeit im Leben der Schulknaben eintritt, in welcher der Besitz naher — besonders weiblicher Angehöriger im öffentlichen Leben als eine Art Blamage aufgefaßt wird: ein Gefühl, das sich schon in Quarta durch den flehentlichen Wunsch an die Mutter äußert: „Hol mich nicht aus der Schule!"

Die Mitteilung, daß die Amicitia sich „für sich" auf den Schauplatz des Festes zu begeben wünsche, wurde daher ohne weitere Bemerkung, als: „Da geht nur ab!" aufgenommen und Eduards Begleitung, die man zu seiner sprachlosen Freude „brauchte", gestattet. Daß die Jungen sofort nach dem Essen aufbrachen, um die andern abzuholen, forderte auch keine Beachtung heraus; man war sogar recht froh, sie nicht beständig im Wege zu haben.

Bei Roth, dem nach der Straße zu gelegenen Ausgang der Graubergschen Villa gegenüber, faßte nun die ganze Gesellschaft Posto. Eduard kroch, mit genauester Instruktion versehen, ins Haus, um

in dem Augenblick, wo ein verabredetes Signal ihm vom Fenster aus anzeigen würde, daß die Bewohner des Erdgeschosses sicher um die Ecke seien, sich in Eile und Stille an Herrn Graubergs Thür zu schleichen, den Schlüssel leise umzudrehen und abzuziehen und dann zu der anderen Verbrecherschar zurückzukehren, wo ihn der Lohn seiner Thaten — je nach geschickter oder ungeschickter Ausführung in Gestalt einer Tracht Prügel oder einer Düte „Abfall“ vom Zuckerbäcker — erwartete. Alles stimmte aufs Haar. Herr Grauberg, der sich als eine der ersten Persönlichkeiten der Gesellschaft, der Berechnung der Jungen gemäß, viel später zum Aufbruch entschließen würde als seine Wirte, wurde eingeschlossen. Eduard kehrte triumphierend wieder und der Verein begab sich in dem schönen Bewußtsein einer guten That seelenvergnügt nach dem Ressourcengarten, wo er dem Unbefangenen als eine Gesellschaft wohlgesitteter, artiger Knaben ohne irgend ein Brandmal des eben begangenen Verbrechens erscheinen mußte.

Während das alles vor sich ging, schickten sich die Erwachsenen an, sich zum Feste zu verfügen, Käthe einigermaßen als Iphigenie zum Opfergang

geschmückt — Gefühle, die sie sich hätte sparen können, wenn sie das nötige Vertrauen in die Amicitia gesetzt hätte!

Rechtzeitig fand sich die Doktorsfamilie im Ressourcengarten ein. Die Mutter, sichtlich gehoben von der frohen Erwartung, vielleicht als Schwiegermutter der „besten Partie“ von dem Feste heimzukehren, der Vater mit der aus unterdrückter Wut und Duldung zusammengesetzten Miene, welche Familienhäupter als eine Art von „besonderem Kennzeichen“ zu Tanzgelegenheiten mitzubringen pflegen — und Käthe sehr hübsch im hellen Strohhut und weißen Kleide.

Die Gesellschaft war im großen und ganzen pünktlich erschienen, und zur mäßigen Freude der Mutter war Erloff einer der ersten, der sie im Ressourcengarten begrüßte. Er sah aber so strahlend vergnügt aus, daß es selbst für die Doktorin schwer war, ihre ablehnende Miene beizubehalten; sie lächelte denn auch ein wenig süßsauer, während ihre Augen den Garten durchflogen, um Herrn Grauberg zu suchen — aber allerdings nicht zu finden!

Der Doktor war sofort beim Eintreten von der Frau Kreisgerichtsdirektorin festgehalten worden, die,

um das Angenehme mit dem Nützlichen zu verbinden, an diesem höchst geeigneten Orte eine Konsultation in freundschaftlicher Form herauszuschlagen beschloß und den empörten Arzt mit einer ausführlichen und farbenprächtigen Beschreibung von ihres Mannes Magenkatarrh ergötzte.

Erloff trat zu Käthe.

„Wo haben Sie denn Ihr getreues Grautierchen?“ frug er mit vor Mutwillen glänzenden Augen.

„Sehnen Sie sich etwa nach ihm?“ gab Käthe sehr ernsthaft zurück.

„Freilich!“ erwiderte Erloff lachend, „ich und viele andere mit mir! Welchen Tanz geben Sie mir denn nun, da Herr Grauberg den ersten für sich hat?“

Während das Paar sich über Käthes Tanzkarte in eifrige Beratungen vertiefte, die, wie wir fürchten, nicht immer ganz streng bei der Sache blieben, wurde die Mutter immer unruhiger. Die einleitenden Töne der Musik ließen sich hören — hier und da verbeugte sich ein oder der andere Herr bereits vor seiner Polonaisendame — und Herr Grauberg war noch nicht da!

Käthe faßte die Sache sorglos und herzlos auf — sie freute sich des Augenblicks! Da setzte der Tanz ein und Erloff erbat sich mit der ehrbarsten Miene von der Welt angesichts der Mutter die Erlaubnis, des ausgebliebenen Graubergs Stelle vertreten zu dürfen: eine bedeutungsvolle Bitte, der sich, wie die Dinge einmal lagen, nicht wohl etwas entgegenstellen ließ.

Die Mutter schoß Dolchblicke auf das Töchterlein; dieses aber wandelte höchst vergnügt und unbefangen mit seinem Kavalier ab und schien durchaus dem Grundsatz zu huldigen, daß die Abwesenden immer unrecht haben! Noch glaubte Käthe an eine einfache, zufällige Verspätung des lästigen Verehrers, als ihr bei der nächsten Wegbiegung die Amicitia in geschlossener Schlachtreihe begegnete und sie nebst ihrem Begleiter mit so entschiedenen Gaunergesichtern begrüßte, daß ihr sofort klar wurde, hier sei etwas vorgegangen!

Die Amicitia hatte keine Dame erwählt — mit „Kindern“ tanzte sie nicht, und Große, die sie ja hätte in Fülle als Partnerinnen haben können, sagten ihr nicht zu, da die Eine nicht zu haben war!

Das erhebende Bewußtsein, der Einen zu dem

Gegenstand ihrer Wünsche für diese Polonaise verholfen zu haben — was Karl durch die unzarte Bemerkung: „Den mag sie!“ veröffentlicht hatte, — half über den Schmerz der Entsagung fort — ganz abgesehen von dem glückseligen Gefühl, einen Streich erfolgreich ausgeführt zu haben!

Wenn wir sagten, daß Erloff seinen langen, ungestörten Spaziergang mit Käthe nicht zu einem entscheidenden Worte benutzt hätte, so würden wir ihn in das ungünstige Licht eines schlechten Weidmanns stellen, der den richtigen Moment zur Erjagung eines edlen Wildes vorbeigehen läßt! Und da hoffentlich dem Leser ebensowohl wie Käthes Eltern daran gelegen ist, daß sie einen Mann bekommt, der sein Handwerk versteht, so wird niemand daran zweifeln, daß die beiden ziemlich einig waren, als der Tanz sich seinem Ende zuneigte.

Käthe legte aber dem jungen Mann die dringende Bitte ans Herz, noch zu schweigen, da sie zunächst Herrn Grauberg bei der ersten sich darbietenden Gelegenheit die Aussichtslosigkeit seiner Wünsche klar machen wollte — „eher beruhigt sich die Mutter nicht,“ sagte sie seufzend.

„Vielleicht hat er schon selbst gemerkt, woher

der Wind weht, und ist deshalb fortgeblieben," meinte Erloff, aber das Mädchen schüttelte den Kopf.

„Bewahre, er ist ja heut morgen noch bei uns gewesen!"

Das Fest nahm seinen ungestörten Verlauf. Käthe war infolge ihrer wichtigen Erlebnisse sehr still und gedankenvoll, was die Mutter zu der frohlockenden Äußerung gegen ihren Mann veranlaßte:

„Siehst du, Arthur, sie ärgert sich, daß Grauberg nicht gekommen ist — am Ende war das ein kluger Schachzug von ihm!"

„Liebes Kind," erwiderte der Vater ärgerlich, „laß doch das Mädchen mit dem kleinen Geldsack zufrieden — ein Wunder ist es doch nicht, wenn ihr der nette Erloff besser gefällt!"

Die Mutter sah pikiert aus — Männer sind doch zu unpraktisch!

Das Fest gipfelte in einem Kotillon, den die Jungen auf ihr stürmisches Flehen mit erleben durften, wenn auch Eduard seine mangelhafte gesellschaftliche Befähigung dadurch zeigte, daß er einschlief und mitten in einer effektvollen Tour dumpf polternd vom Stuhl fiel.

Die Amicitia aber feierte einen hohen Triumph,

indem Käthe, die wohl ahnte, was sie ihnen verdanke, wenn auch nicht durch welche Mittel, alle Vereinsmitglieder mit Orden bedachte, was dieselben in wahre Ekstase versetzte! Der nächste Morgen brachte die vielbesprochene und gesuchte Aufklärung in Herrn Graubergs eigener, zorngeschwollener Person, die in so wörtlichem Sinne von den Freuden des gestrigen Festes „ausgeschlossen“ worden war.

Eduard schlich sich beim Erblicken des Gefürchteten zum Hause hinaus, aber Karl hielt männlich stand — allerdings hinter der Thür! — mit dem Bewußtsein, daß er den Schlüssel zu dem Geheimnis in der Tasche trage.

Ein unbehagliches Gefühl war es allerdings, als Herr Grauberg sich hoch und teuer vermaß, die Urheber des „Bubenstückes“ — eine Bezeichnung, die besser zutraf, als er zu ahnen schien — finden zu wollen, und wenn sie sich im Schoß der Erde verborgen hielten.

Die etwas gedrückte Stimmung, die infolge dieser Drohung sich Karls und Eduards bemächtigte, hatte eine so ungewöhnliche Artigkeit und Liebenswürdigkeit des Brüderpaares zur Folge, daß die Mutter sich besorgt erkundigte, ob sie etwa krank

seien. Auch hielt die Amicitia ein paar Tage keine Sitzung ab, bis man doch endlich für nötig fand, über die ferneren Schicksale des Schlüssels zu beraten, den Karl noch immer zagend auf dem Herzen trug.

Die erste Idee, das corpus delicti durch die Post anonym an den Besitzer gelangen zu lassen, wurde bei näherer Überlegung als zu gefährlich verworfen und eine nächtliche Expedition nach einer nahen Brücke ins Werk gesetzt, wo unter angstvollen Seitenblicken, ob etwa ein Wächter des Gesetzes sich zeige, der Schlüssel in den Fluß und gleichzeitig ins Meer der Vergessenheit geworfen wurde.

So wirkungsvoll die That der Amicitia in Bezug auf Käthes und Erloffs innere Herzensgeschichte gewesen war, so hatte sie dieselbe doch äußerlich wenig gefördert; die Mutter hielt so entschieden wie immer an ihren Plänen fest und war so eisig kalt gegen Erloff, wenn er sich zeigte, daß seine Absicht, sich auszusprechen, und Käthes Wunsch, ihm die Erlaubnis hierzu zu geben, jedesmal in der Blüte erfroren. Das junge Paar sah sich bald nur auf zufällige Begegnungen angewiesen, und auch diese wurden immer schwieriger ins Werk zu

setzen, wenngleich der Weg von und nach der Singstunde immer ein nicht zu verachtendes Hilfsmittel blieb.

„Ehe Grauberg nicht fort ist, können wir nichts mit der Mutter machen," klagte Käthe bei einer solchen Gelegenheit.

„Wann reist er denn?" fragte Erloff ungeduldig.

„In vier Wochen, wie ich gestern hörte," sagte das junge Mädchen niedergeschlagen.

„Und in fünf Wochen ist meine Zeit hier abgelaufen," rief Erloff, „es ist doch zum Verzweifeln! Ich warte jetzt noch acht Tage, und hat er dann nicht gemerkt, daß hier nichts für ihn zu hoffen ist, so trete ich ruhig vor Ihre Eltern hin und lasse ihnen die Wahl zwischen ihm und mir!"

Das gewissenhafte Brautpaar nannte sich nämlich noch „Sie", bis es die obrigkeitliche Einwilligung erlangt haben würde, an welcher Käthe, was die Mutter betraf, stark zweifelte.

„Nun muß ich aber gehen!" sagte Käthe endlich, „ich sollte schon seit einer Viertelstunde zu Hause sein!"

„Wann sehen wir uns?" frug Erloff.

„Wir sind heute nachmittag alle draußen in in der großen Menagerie," sagte Käthe, „die Jungen

gehen auch mit — und natürlich Herr Grauberg; wenn Sie können, kommen Sie doch hin!“

„Ich habe Dienst,“ meinte Erloff; „wenn es irgend möglich ist, werde ich aber sehen, mich nachher noch auf einen Augenblick loszumachen.“

Die Menagerie, die nur auf der Durchreise sich hier produzierte, hatte bereits seit Tagen die glühendsten Wünsche in Karls und Eduards Brust erregt. Der Verein war schon auf den Gedanken gekommen, die Kasse zu sprengen, in der sich allerdings zur Zeit nur sechsundfünzig Pfennig befanden, um sich die Möglichkeit der persönlichen Bekanntschaft mit mehreren wilden Bestien zu verschaffen. Im letzten Augenblick hatten aber die verschiedenen Väter und Mütter ein menschliches Rühren gefühlt und das Eintrittsgeld gespendet.

Es zog also nebst andern auch die Familie Strecker mit Ausnahme des Vaters vollzählig nach der Tierbude.

Die Mutter ging mit Käthe und Herrn Grauberg voran; die Amicitia folgte, Grimassen schneidend und dem ahnungslosen Freier ihre Mißbilligung durch Fäusteballen und Nachahmen seines Ganges kundgebend.

Die Schaustellung gewährte den erwarteten Genuß wenigstens den Erwachsenen nicht, da der wutschäumende, zähnefletschende Löwe, der grimme Tiger und die beiden bewachenden Mohren auf den Eingangsplakaten sich beim Eintreten in die geweihte Halle als zwei bekümmerte Affen, einen Waschbär und einen weißen, schlecht genährten Bedienten erwiesen. Das einzige Prachtstück dieser trügerischen Bude war ein großer, schöner Elefant, der durch Klugheit und Anmut die Herzen gewann und von den Jungen mit wahrem Hochgenuß gefüttert wurde. Der Besitzer hielt zu diesem Zweck Semmel und Obst feil, und unsere Familie erstand denn auch die verschiedensten Leckerbissen, um den Elefanten damit zu erfreuen.

Nur Herr Grauberg beteiligte sich nicht an diesem allgemeinen Sport.

„Sieh doch," murmelte Roth und stieß Karl an, „ob der gemeine Geizkragen wohl eine Semmel kauft! Fällt ihm gar nicht ein!"

„Er sieht nur zu, wie wir unser ‚mühsam erworbenes' Geld ausgeben," meinte German verächtlich; „wenn man's ihm nur einmal tüchtig eintränken könnte!"

Karl zuckte die Achseln.

„Statt daß er uns was zu Futter für den Elefanten anböte — wir würden's ja nicht annehmen, aber es schickte sich doch!"

Der Verein knirschte über diesen neuen Beweis von der Niederträchtigkeit des Scheusals, welches nebenbei Käthe auf das unverhohlenste anhimmelte. Diese wurde endlich durch Eduard, der als Abgesandter diente, von dem häßlichen Charakterzug ihres Verehrers unterrichtet und wandte sich jetzt etwas boshaft an ihn: „Herr Grauberg, wollen Sie dem netten Elefanten nicht auch etwas geben?"

Der kleine Herr, solchergestalt vor einen Entschluß gestellt, griff in die Tasche — eine Bewegung, die von sämtlichen Jungen mit gespanntester Neugier beobachtet wurde — holte aber statt des erwarteten Geldbeutels eine Flasche mit kölnischem Wasser heraus.

„Wir wollen doch einmal sehen, ob der Monsieur auch für den Luxus des Lebens Sinn hat," meinte er mit seinem gekniffenen Lächeln und hielt dem Elefanten die entkorkte Flasche zum Riechen hin.

Der aber verstand die Sache falsch, ergriff die Flasche und schluckte sie samt ihrem duftigen Inhalt

hinunter, ohne durch eine Miene seines riesigen Antlitzes zu verraten, ob ihm dieser neue Leckerbissen gut oder schlecht geschmeckt habe.

Herr Grauberg faßte im ersten Schreck so hastig nach seinem Eigentum, daß ihn der Elefant beinah als zweites Mißverständnis gepackt und verschluckt hätte — dann wandte er sich mit einem vor Besorgnis etwas künstlich zur Heiterkeit verzogenen Gesicht an Käthe:

„So hatte ich's allerdings nicht gemeint!“

Weiter kam er nicht, denn der Eigentümer der Bude erhob ein gewaltiges Zetergeschrei über die Sache, und man wird sich die beglückten Gefühle der Amicitia vorstellen können, als der Tierbändiger Herrn Grauberg mit den Worten ehrte: „Wenn der ausgewachsene Mensch keine Vernunft nicht hat, was soll man da von den Kindern verlangen!“

Inzwischen hatte Käthe sich sacht in den Hintergrund begeben, die allgemeine Unruhe benützend, an der auch die Mutter, ihren Günstling mit der bekannten Magenstärke der Dickhäuter tröstend, sich beteiligte.

Ziemlich gleichzeitig war Erloff durch den Vorhang, der die Thür der Menagerie verdeckte, ein-

getreten, und das Brautpaar fand sich vor dem Affenkäfig — freilich ein etwas prosaischer Ort für ein Stelldichein — wieder, wo Käthe mit halbunterdrücktem Lachen das eben stattgehabte Abenteuer erzählte.

Der junge Mann horchte gespannt auf — es flog eine plötzliche Heiterkeit über sein Gesicht:

„Käthe, damit ärgern wir ihn weg! Auf dem Haupte dieses Elefanten wird uns neue Freiheit grünen!“

„Wie meinen Sie das?“ frug Käthe beklommen.

„Lassen Sie mich nur machen! Ein paar Helfershelfer brauche ich freilich, denn ich kann ihn nicht necken, ohne daß ich Ihre Mama mit ins Herz treffe!“

„Der Verein!“ rief Käthe lebhaft, „zu so etwas ist die Amicitia da! Die Jungen gehen alle für mich durchs Feuer!“

„Bravo!“ sagte Erloff, „jetzt heißt es also, sich lieb Kind beim Verein machen — das werde ich schon fertig kriegen — ich bin auch einmal in Tertia gewesen!“

Inzwischen hatte sich die Gruppe am Elefantenkäfig aufgelöst; der Menageriebesitzer war durch ein reichliches Trinkgeld beschwichtigt worden, in dessen

sicherer Voraussicht er seine Besorgnisse über die schlimmen Folgen der ungewohnten Mahlzeit für seinen Elefanten bedeutend schwärzer gemalt hatte, als sie in der That waren, und die Doktorin sah mit Entsetzen, daß, während sie mit dem erwünschten Schwiegersohn beschäftigt gewesen, der unerwünschte sich im Zwiegespräch mit ihrer Tochter befand. Die beiden Herren grüßten sich mit ziemlich schlecht verhehltem gegenseitigen Abscheu, und die Gesellschaft verließ die Bude.

Erloff ließ es sich, zur frohen Überraschung der Mutter, heut gar nicht angelegen sein, Herrn Grauberg den Platz an Käthes Seite streitig zu machen. Er gesellte sich vielmehr dem jugendlichsten Teil der Gesellschaft zu und gewann durch diplomatisches Betragen und eine wahrhaft tiefe Hochachtung, die er vor dem Verein und jedem seiner Mitglieder an den Tag legte, im Sturm die Herzen derselben, so daß German ihm später das ehrende Prädikat „ein höchst anständiger Kerl“ beilegte und sich mit Käthes Geschmacksrichtung einverstanden erklärte, was ja jedes weitere Wort zu Erloffs Lobe überflüssig macht!

Von diesem Standpunkt aus kann es nicht

überraschen, daß die jungen Herren sich schnell und widerstandslos zu eifrigsten Bundesgenossen Erloffs anwerben ließen und sich zu jeder Schandthat fähig und willig erklärten.

Um die Ausführung des sich in unserer wahren Geschichte entwickelnden Planes zu erleichtern, stellte Erloff vor allen Dingen jedem Vereinsmitglied, und auch sogar Eduard, einen unbeschränkten Kredit zu Besuchen der Menagerie in Aussicht, wo täglich mindestens einer sich erkundigen sollte und mußte, wie dem Elefanten die Eau de Cologne-Flasche bekommen sei!

Alles weitere wurde bis ins Detail verabredet, und vor der Hausthür des Doktors verabschiedete sich Erloff, nachdem er vergeblich von der Mutter eine Aufforderung zum Nähertreten erwartet hatte. Die Doktorin war sehr erfreut über diese Wendung der Sache, und Käthe, der Karl zuzuflüstern Zeit gewann: „Erloff hat einen Bund mit uns gemacht", tröstete sich mit der Zuversicht, die aus dem vergnügten Abschiedsgruß des Bräutigams geleuchtet hatte.

Die auswärtigen Mitglieder der Amicitia gingen mit Erloff davon, während Karl und Eduard ins

Haus beordert wurden. „Die Tierbude war Pläsier genug für einen Tag," entschied die Mutter.

Herr Grauberg behauptete also für diesen Abend siegreich das Feld. Der Vater schüttelte im stillen verwundert den Kopf über Käthes Heiterkeit und dachte bei sich: „Am Ende nimmt sie ihn doch noch!" und die Mutter triumphierte.

Von dem Elefanten war nicht die Rede; nur als Karl und Eduard zu Bette gingen und dem Gast gute Nacht wünschten, sagten beide mit sehr artigen Verbeugungen: „Recht gute Besserung für den Elefanten!" — eine Mahnung an das ungewohnte Erlebnis des Nachmittags, welche Herrn Grauberg für einen Moment die Stimmung verdüsterte.

Von diesem Abend an verfolgte der Elefant in geistigem Sinne Herrn Grauberg auf Schritt und Tritt. Ging er auf der Straße, so kam ihm sicher ein Mitglied des Vereins entgegen, um mit abgezogener Mütze im bescheidensten Ton zu fragen, ob er schon gehört habe, wie es dem Elefanten gehe?

Am Nachmittag desselben Tages, als er seinen Besuch bei Doktors abstattete, trat Karl, anscheinend von der Straße kommend, ein, begrüßte Herrn Grauberg und sagte: „Ich war eben in der

Menagerie — der Elefant soll seit gestern nicht ordentlich fressen!“

Bei einem Spaziergang der Familie zeigte Eduard auf einen Mann, der auf der andern Seite der Straße ging: „Sehen Sie den Mann, der so traurig aussieht, Herr Grauberg? Das ist der Wärter von Ihrem Elefanten!“

„Ach was — mein Elefant!“ knurrte Herr Grauberg zornig; „ich habe keinen Elefanten — laß mich in Frieden!“

Am schlimmsten wurde es, seitdem Käthe den Vater zum Verbündeten gewonnen hatte. Der Doktor gab im ärztlichen Tone seine Ansicht dahin ab, „daß der Elefant allerdings nicht unerheblich an seiner Gesundheit durch das Verschlucken der Flasche geschädigt werden — ja wohl gar daran zu Grunde gehen könne!“

Herr Grauberg fuhr sich mit dem Tuch über die Stirn. „Das wäre ja eine teure Eau de Cologne-Flasche!“ sagte er mit etwas erzwungener Unbefangenheit.

„Ja!“ krähte Eduard, der seine Rolle sehr gut einstudiert hatte, „und wenn Ihr Elefant stirbt, müssen Sie ihn bezahlen, Herr Grauberg — der Mann hat's gesagt!“

„Hast du gesehen, wie er sich verzerrte?“ frug

Roth, der gerade anwesend war, als er nachher mit Karl nach der Menagerie ging; „er wurde ganz grün vor Angst!“

„Da kommt er!“ sagte Karl, „thun wir, als wenn wir ihn nicht sähen, bis er dicht hinter uns ist. Jetzt!“ und mit erhobener Stimme fuhr Karl fort: „Und dieser Elefant ist ein ganz besonders kostbares Tier, hat der Mann gesagt!“

„Ja, das hat er zu mir auch gesagt,“ stimmte Roth ein; „die Zähne allein sind gewiß vierzig Thaler wert!“

„Mindestens!“ versicherte Karl, und beide erschraken auf das natürlichste, als in diesem Augenblick Herr Grauberg hinter ihnen vorkam.

„Sage einmal, mein junger Freund,“ begann der neue Ankömmling, zu Roth gewendet, „was mag wohl so ein Elefant kosten?“

„Das weiß ich nicht,“ sagte Roth mit wahrer Taubenunschuld in seinen pfiffigen Schuljungenaugen, „ich glaube fünfhundert Thaler!“

Karl lachte verächtlich.

„Dafür kriegst du ihn vielleicht ausgestopft, Roth — wenigstens fünftausend — das hat uns der Lehrer gesagt!“

„Ei, ei,“ stammelte Roth, „das kann ich mir gar nicht denken!“

„Natürlich,“ erwiderte Karl eifrig, „und da ist noch kein Porto dabei!“ Karl sprach von dem Elefanten, als wenn man ihn unter Kreuzband durch ganz Europa verschicken könnte.

Herr Grauberg trat in schweren Gedanken seinen Heimweg an; die Jungen hatten am Ende nicht so ganz unrecht. Lagen die Dinge aber so, dann that er am besten, sich bei einem Sachverständigen zu erkundigen. Er setzte sich sofort hin, um eine Karte an die Tierhandlung von Hagenbeck in Hamburg zu expedieren und sich über seine möglichen Ausgaben zu unterrichten. In die Nähe der Tierbude wagte er sich gar nicht mehr, da er immer fürchtete, gerade zu gefährlichen Krankheitserscheinungen „seines“ Elefanten zurecht zu kommen.

Sogar die Freierei wurde dem armen Mann durch diese fatale Geschichte verdüstert; er beschloß, das entscheidende Wort eher zu sprechen, als er eigentlich beabsichtigt hatte, da er ja doch noch immer unsichern Grund unter den Füßen fühlte — sich Gewißheit zu verschaffen und dann, das Jawort in der Tasche, den Ort zu verlassen, der ihm durch die beständige Sorge um das Befinden des Elefanten so verleidet war.

Erloff, der durch die Jungen immer auf dem Laufenden erhalten wurde, war entzückt, wie sicher sein Mittelchen anschlug. Er trieb die jungen Bösewichter zu eifrigster Durchführung ihrer Rolle an, indem er ein geheimnisvolles Geschenk an den Verein in Aussicht stellte, das die kühnsten Erwartungen desselben überflügeln sollte.

Herr Grauberg selbst drängte zur Katastrophe. Er erhielt nämlich auf seine Anfrage einen Katalog von Hagenbeck, in dem der Preis eines ausgewachsenen Elefanten auf zehntausend Mark angeschlagen war, und diese Mitteilung fuhr ihm dergestalt in die Glieder, daß er beschloß, die ihn Tag und Nacht quälenden Sorgen wenigstens nach einer Seite hin zu einem Abschluß zu bringen, und wenn er noch nicht erfahren konnte, ob er einen Elefanten kaufen müßte, so wollte er wenigstens wissen, wie seine Aussichten auf eine Braut ständen. Er schrieb daher ein paar Zeilen an den Doktor, in welchen er bat, sich am nächsten Morgen zu einer Unterredung bei ihm einfinden zu dürfen.

Der Zweck des von Herrn Grauberg feierlich angekündigten Besuches war den Eltern natürlich sogleich klar. Die Mutter hatte allerdings geglaubt, es ver-

hindern zu können, daß das bevorstehende Ereignis Käthe bekannt wurde, da sie immer noch hoffte, die Einwilligung der Tochter vielleicht durch Überrumpelung zu gewinnen — aber sie hatte ohne das laute Organ ihres Mannes und ohne Schlüssellöcher gerechnet.

Wer es zuerst gehört, das weiß heut noch niemand; gewiß ist aber, daß noch am selben Vormittag das ganze Haus von Käthe abwärts bis zum Stubenmädchen genau darüber im klaren war, daß Herr Grauberg morgen um die Hand Käthes anhalten wolle.

Hätte es noch an einer Bestätigung der Nachricht gefehlt, so wäre die Haltung der Mutter entscheidend gewesen, die seit dem Eintreffen von Herrn Graubergs Zuschrift in Feierlichkeit, Rührung und zugleich einer gewissen Strenge drapiert umherging und sich mit Ostentation nach den Tagespreisen von Rehrücken und Fisch erkundigen ließ.

Der Vater sah verstimmt aus und warf von Zeit zu Zeit sorgenvolle Blicke auf Käthe — das Haus gewährte einen beunruhigenden Anblick.

Als die Amicitia auch an diesem Sonnabend sich, wie gewöhnlich an diesem Wochentage, bei Karl versammeln wollte, wurde ihr von Amtswegen

bedeutet: „es paßt heut nicht", und der Verein zog mit ziemlich hängenden Ohren ab, von Karl auf die Straße geleitet, der im Flüsterton mit unendlicher Wichtigkeit die Eröffnung machte, „das Scheusal" habe auf morgen seinen Hauptstreich vor. Nach einer kurzen, aber leidenschaftlichen Beratung faßte man den Entschluß, Erloff von der drohenden Gefahr in Kenntnis zu setzen; denn Karls Mitteilung „Käthe weint" entflammte die ritterlichsten Gefühle der Tertia für die bedrängte Schöne.

Vollzählig begab sich die Amicitia zu Erloff, der ahnungslos auf dem Sofa lag und las.

Die Aufnahme, die er dem Verein angedeihen ließ, war glänzend! Erloff blieb sich wirklich immer gleich!

Er ließ Wein und Apfelkuchen bringen und bot den jungen Herren sogar den mehr ehrenvollen als zuträglichen Genuß einer Cigarre an, den sie, trotz einer inneren, dringend abmahnenden Stimme, doch sämtlich annahmen; hierauf saßen sie mit unsäglich gehobenen Gefühlen, wenn auch etwas ungewandt, rauchend und beratend um den Tisch.

„Das eine steht fest," sagte Erloff, als seine Gäste sich nach einer halben Stunde erhoben, um fort-

zugehen, „Sie dürfen ihn nicht zum Reden kommen lassen, am liebsten gar nicht ins Haus — wie Sie es machen, überlasse ich Ihnen, ich setze vollstes Vertrauen in Ihre Besonnenheit und Ihren Scharfsinn!“

Die namenlos geschmeichelten Jünglinge zogen, von den kühnsten Plänen und Vorsätzen geschwellt, ab, die wenigstens den einen unleugbar guten Erfolg hatten, daß alle Arbeiten zum nächsten Montag schon heute gefertigt wurden, um am morgenden Sonntag „die Hände frei zu haben.“

Für Karl hatte der Nachmittagsbesuch bei seinem künftigen Schwager allerdings die traurige Folge, daß er durch kreidebleiches und jammervolles Aussehen die Cigarre büßen mußte und von der Mutter beleidigend auf zu viel Pflaumenkuchen angeredet wurde — eine Beschuldigung, die er vorerst schweigend auf sich sitzen lassen mußte.

Der gefürchtete und ersehnte Tag, der die Entscheidung von Herrn Graubergs Lebensglück bringen sollte, brach mit hellstem Sonnenlichte herein: ein Wetter, wohl geeignet, Löwenmut in allen Herzen zu erwecken.

Die Amicitia, im glücklichen Vorgefühl zu verübender Schandthaten, erhob sich allerseits früh von

ihren Lagerstätten — ein auffälliges Verfahren, da sonst der Sonntag durch endloses „Ausschlafen" begonnen zu werden pflegte. Aber Herr Grauberg wollte um halb elf bei Doktors erscheinen, und somit mußten die Streitkräfte frühzeitig verteilt werden.

Dem Kinde Eduard war die ehrenvolle Aufgabe geworden, aufzupassen, bis der Freier kam. Sein großmütiger Vorschlag, den Klingelgriff mit seinem Frühstückshonig einzuschmieren, war abgelehnt; dagegen Eduard für später eine Glanzrolle zugeteilt worden. Ein Detachement, aus German und Roth bestehend, lauerte um Herr Graubergs Haus herum, bis er den sauern Weg antreten würde.

In dem Augenblick, wo man ihn aus der Thür kommen sah, trennte sich das Paar, um an zwei verschiedenen Straßenecken sein Opfer zu belauern.

Karl war in der Küche beschäftigt, die im Seitenflügel des Hauses lag und deren Fenster mit denen des väterlichen Studierzimmers korrespondierten, daher man von dort aus jeden Vorgang in des Doktors Heiligtum beobachten konnte, was für Karl, wie wir später sehen werden, unumgänglich nötig war.

Erloff hatte inzwischen insoweit Initiative ergriffen, als er dem Doktor ebenfalls schrieb, seine Werbung um Käthes Hand, deren Neigung er sicher zu sein glaube, aussprach und um die Erlaubnis bat, heut im Laufe des Tages sich selbst Bescheid zu holen. Der Doktor kratzte sich ärgerlich am Kopf, als ihm solchergestalt zwei hoffnungsvolle Schwiegersöhne in den seltenen Ruhetag zu kommen drohten, räsonnierte auf erwachsene Töchter und alles, was damit zusammenhing, und freute sich im stillen über seine vielbegehrte Käthe, die ihm nun einmal ganz besonders ans Herz gewachsen war.

Der ahnungslose Herr Grauberg warf sich inzwischen in schönsten Staat, parfümierte sich, als wenn er Reklame für ein Seifengeschäft machen sollte, legte hellrote Handschuhe an, die eine taktvolle Mitte zwischen Gesellschafts- und Visitenfarbe hielten, und zog sich den neuesten aller neuen dunkelblauen Gehröcke an. Wenn Herr Grauberg nicht bezaubernd aussah, so konnte doch wenigstens kein Mensch sagen, daß er sich nicht genug Mühe gegeben hätte, um diesen Zweck zu erreichen!

An der ersten Ecke, um die ihn sein Weg führte, zeigte sich Roth.

Roth ging langsam vor dem Freier her, in derselben Richtung, und Herr Grauberg, der, wie wir begreifen werden, Eile hatte, überholte den Jungen rasch und nahm sich kaum Zeit, seinen Gruß zu erwidern.

Als er ein paar Schritte weiter war, betrachtete Roth mit prüfendem Blick das Innere seiner Handfläche, welches reichlich mit Kreide eingerieben war, und nachdem er sich von dieser Thatsache überzeugt hatte, rief er in diskretester Weise Herrn Grauberg an.

„Sie haben sich den Rock weiß gemacht, Herr Grauberg!“

Eine unliebsame Störung — aber immerhin mußte der eilige Freiersmann stehen bleiben.

„Willst du mich vielleicht abklopfen?“ fragte er.

Jeder Rest von Reue oder Gewissenszweifeln wurde in Roth durch dieses „du“ erstickt. Hätte Grauberg „Sie“ gesagt, wer weiß, was er gethan hätte — aber so — der Mensch verdiente nicht, daß man ihn schonte!

„Sehr gern!“ erwiderte also der Verschwörer mit verbindlicher Miene und klopfte mit seiner bekreideten Rechten den blauen Gehrock recht gründlich — hier und da zur Verstärkung der Farbenwirkung noch ein wenig reibend.

Als er so den ganzen Rücken des bedauernswerten Mannes eingeweißt hatte, sagte er: „Ganz ist es noch nicht fort, aber beinahe — das übrige werden Sie sich wohl zu Hause abbürsten lassen müssen!“

Herr Grauberg nickte und vergaß in seiner Eile sogar den Dank für die erwiesene Wohlthat. Roth verließ ihn, dreht um, stürzte durch einen nur der Amicitia bekannten Hof und Schleichweg voran, bis zu German, der an der letzten Ecke von Doktors wartete, und berichtete atemlos den Erfolg seiner Sendung: „Er bedankte sich nicht einmal,“ fügte er hinzu, „gieb's ihm tüchtig, German!“

„Spare jedes Wort!“ erwiderte dieser verächtlich, „du kennst mich!“

German, mit einem blauen Shlips und einem Stöckchen in der Hand, war das Bild eines eleganten Flaneurs und sich dessen voll bewußt. Der ihm zugefallene Teil der heutigen Mission würde ihn infolge seiner Feinheit etwas geniert haben, aber zum Glück war die Straße, dem Sonntagvormittag entsprechend, menschenleer und German zu allem entschlossen.

Er richtete es demgemäß so ein, daß er mit

Herrn Grauberg an der scharfen Biegung, welche die Straße macht, so plötzlich zusammentraf, daß sie an einander stießen — lief an ihm vorbei — erkannte ihn zu spät und drehte um: „Pardon, Herr Grauberg, Sie haben sich den Rock weiß gemacht!“

„Sieht man es noch?“ fragte Herr Grauberg ärgerlich und machte ungefähr die Pantomime des Mannes, der sich so darüber ärgerte, daß ihm der Zopf stets hinten hing.

„Beträchtlich!“ erwiderte German, „darf ich vielleicht behilflich sein?“

Herr Grauberg stellte sich mit einem diesmal ganz höflichen „Bitte!“ in Positur, und German begann mit seinem Stöckchen den Rock mit solcher Pflichttreue auszuklopfen, daß er ganz zu vergessen schien, wie der Gegenstand seines Fleißes nicht leer, sondern von einer Persönlichkeit ausgefüllt sei.

Herr Grauberg rief infolgedessen ein paarmal schmerzvoll „au!“ — Sphärenmusik, nicht nur für German, sondern auch für Roth, der natürlich nahe genug versteckt war, um alles mit zu erleben.

„Tausend noch einmal,“ rief endlich der arme Dulder, „du schlägst aber zu toll, mein junger Freund!“

Auch ihm — auch German dies du — diese familiäre Anrede, das mußte gerächt werden!

„Ja, sonst geht es nicht ab, Herr Grauberg!“ sagte German und schlug nun erst recht gewaltig, „Pardon, aber Sie sehen zu skandalös aus, wahrhaftig! So — nun ist es ziemlich gut!“

Und sich mit noch ein paar extra kräftigen Jagdhieben erlabend, die, wie der Kunstausdruck sagt, „saßen“, ließ German sein Stöckchen sinken, nahm mit tadelloser Manier seinen Hut ab und erwiderte Herrn Graubergs „danke“ mit einem ganz aufrichtigen „o bitte — es hat mir großes Vergnügen gemacht!“ Der bearbeitete Herr Grauberg schritt nun seines Weges weiter, während die Bundesbrüder sich selig in die Arme fielen und vor Freude schrieen: „Der hat's gekriegt!“

Inzwischen war Grauberg im Hause des Doktors angelangt. Eduard, der ihn kommen gesehen, gab das verabredete Zeichen nach der Küche und stürzte dann auf die Straße, um German und Roth zu holen, die sich durch die Hofthür schlichen und die Hintertreppe hinauf zu Karl in die Küche kamen.

Der Freiersmann war nun auch bis in des

Vaters Stube vorgedrungen, und die Jungen konnten von ihrem Beobachtungsposten aus sehen, wie er, vom Doktor zum Sitzen aufgefordert, dies mit einer Handbewegung ablehnte und in stehender Positur, die bekanntlich sowohl für Denkmäler, als auch für „anhaltende“ Bewerber die vorteilhafteste ist, seine Rede zu beginnen schien.

Diesen Moment benutzten die heillosen Jungen zur Ausführung ihres dritten Planes. Ein kleiner Spiegel, den Eduard aus Käthes Ankleidezimmer hatte holen müssen, wurde sinnreich so gehalten, daß die scharfe Sonne sich darin fing und wie ein blendender, flatternder Vogel im Widerschein durch das gegenüberliegende Fenster auf das Gesicht des Freiers fiel.

Herr Grauberg stockte — fuhr mit der Hand über die Augen und fing noch einmal an. Der Doktor, der vor sich niedergesehen und mit dem Papiermesser gespielt hatte, um sich und seinem Gaste die Verlegenheit des gegenseitigen Anstarrens zu ersparen, blickte überrascht auf. Sofort duckten die Jungen in der Küche unter und waren samt dem Spiegel verschwunden.

Herr Grauberg begann zum zweitenmale, aber als er eben wieder bis zur Hochachtung vor der

Familie und der Neigung seines Herzens gelangt war, fuhr der tückische Blitz wieder über sein Antlitz, und ein nicht ganz zur Stunde und Sachlage passendes „Donnerwetter" entschlüpfte den Lippen des in so ungewöhnlicher Weise Unterbrochenen. Die Jungen, welche aus den Bewegungen der beiden Herren schlossen, daß man im Begriff stand, der Sache nachzuforschen, flohen eiligst aus der Küche. Die jauchzende Mine, die mangelhafter Trinkgelder halber Herrn Grauberg abhold war, wurde zum tiefsten Stillschweigen verpflichtet, und nun begann der letzte, entscheidende Akt, der, durch Eduard ausgeführt, dieser Freierei mit Hindernissen den größten Stein in den Weg werfen sollte.

Eduard wurde mit Mütze und Paletot versehen und vor die Flurthür geschickt.

Eben hatte Grauberg zum dritten- und, wie er hoffte, unwiderruflich letztenmale seine wohlgesetzte Rede begonnen, als ein scharfer Klingelton durchs Haus gellte und Eduard, jede Furcht und Rücksicht bei Seite setzend, in des Vaters Zimmer stürzte.

„Herr Grauberg — der Mann aus der Menagerie sucht Sie überall — der Elefant liegt im Sterben!" schrie er mit angstvoller Miene.

Herr Grauberg starrte den Jungen entsetzt an.

„Wo ist er denn?“ frug er mit bebender Stimme.

„In seinem Käfig,“ erwiderte Eduard, „er macht so!“ und der Junge ahmte die leidende Stellung des Vierfüßlers in so lächerlicher Weise nach, das dem Vater beinahe der Ernst abhanden kam.

„Ach Dummheiten!“ rief Herr Grauberg, der ganz blaß geworden war, „wo ist der Menageriebesitzer?“

„Er kommt gleich her!“ sagte Eduard und ließ sich erschöpft auf einen Stuhl sinken, „wenn der Elefant stirbt, müssen Sie ihn kaufen und einen neuen dazu! — Schenken Sie mir die Zähne?“

Aber diese Frage blieb unbeantwortet. Herr Grauberg, dessen Nerven heute begreiflicherweise ohnehin überreizt waren, wurde durch die Vorstellung von einem toten und einem lebenden Elefanten, die er beide kaufen sollte, derartig verwirrt, daß er mit einem hastigen: „Sie verzeihen!“ seinen Hut ergriff nnd hinausstürzte, ein Beispiel, dem Eduard eiligst folgte, da er näheren Nachfragen über die Sache auszuweichen wünschte.

Kaum war der arme Elefantenmörder mitsamt seinem verunglückten Heiratsantrag um die Ecke, so raunte ein Bote aus der Amicitia zu Erloff, um diesem zu verkünden: „Er ist fort!“ Erloff hielt den Moment für den geeignetsten, um in die leer gewordene Stelle einzurücken, und stand eine Viertelstunde später in derselben Situation vor demselben Vater, wie vorhin sein unglücklicher Nebenbuhler — nur mit dem Unterschied, daß ihn keine feindlichen Mächte an der Ausführung seines Vorhabens hinderten.

Wie viel der Umstand, daß die Doktorin ihren fünf intimsten Freundinnen unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit anvertraut hatte, Käthe werde sich diesen Sonntag verloben, zu ihrer Einwilligung beitrug, wollen wir dahingestellt lassen! Sie erfuhr durch ihren Mann nur, Herr Grauberg habe nicht angehalten, und wollte sich doch nicht der leeren Ruhmredigkeit beschuldigen lassen, um so mehr, da sie sich überzeugen mußte, daß Käthe sowohl wie der Vater doch nun einmal gegen Grauberg und für Erloff so entschieden seien, so daß ihr Widerstand nicht viel nützen würde.

Wie eine Verlobung schließlich zu stande kommt,

das ist ja im Grunde auch gleichgültig — die Hauptsache ist doch, daß sie zu stande kommt! Und als das hübsche, fröhliche, junge Brautpaar am Tische der Eltern saß, schmolz das Herz der Doktorin denn auch bald, und sie tröstete sich schneller über den abgewiesenen reichen Freier, als sie selbst es für möglich gehalten hätte.

Auf Erkundigungen ergab sich übrigens, Herr Grauberg sei aus Angst vor den Folgen des Elefantenscherzes sofort in seine Heimat gereist, und Erloff ließ sich das kleine, boshafte Vergnügen nicht nehmen, den Rivalen noch am selben Tage durch die telegraphisch übermittelten Worte: „Der Elefant ist wieder wohl!“ zu trösten und sowohl seinen als Käthes Namen mit dem Zusatze „Verlobte“ darunter zu setzen.

Der Verein Amicitia hatte übrigens von seiner thätigen Mitwirkung, die er aus sehr triftigen Gründen zu verschweigen für angezeigt fand, die greifbarsten Vorteile. Erloff schenkte nämlich nicht nur einen Thaler in die Vereinskasse, die unter diesem noch nie dagewesenen Reichtum sich bog, sondern verehrte der Amicitia überdies eine Anzahl alter Hieber aus seiner Studentenzeit, die zu

den lebensgefährlichsten und entzückendsten Unternehmungen Anlaß boten und als neues Bollwerk gegen die Wissenschaften von den Eltern in allen Tonarten verwünscht wurden.

Übrigens bleibt der Verein noch heute dabei, daß ohne ihn die ganze Verlobung nicht zu stande gekommen wäre! Als daher bei Käthes und Erloffs Hochzeit, wo sämtliche Mitglieder anwesend waren, ein Hoch auf die Amicitia ausgebracht wurde, schrie niemand lauter mit, als die Amicitia selbst, die an einem Tische für sich thronte und so viel Champagner bekam, als sie irgend wollte — was sich eigentlich von selbst versteht, da sie alle inzwischen nach Sekunda gekommen waren! Nur Eduard legte durch einen plötzlichen, allen Anwesenden sowie ihm selbst unerklärlichen Thränenstrom einen Mangel an Widerstandskraft gegen den Zauber geistiger Getränke an den Tag — die andern vertrugen schon etwas und hatten somit volles Recht zu rufen: „Die Amicitia lebe hoch — und abermals hoch — und zum drittenmale hoch!“